Wiener Stadt-Bibliothek.
4932 A

Sokrates

unter den Christen

in der Person

eines Dorfpfarrers.

Erstes Bändchen.

Von

Johan Leop. Stangl.

Wien 1783.

in der von Ghelenschen Buchhandlung.

Es ist schwer die Gottheit für sich zu erkennen; und gar gefährlich sie andern bekannt zu machen.

Socrates.

Vorrede.

Sokrates, der Grieche, trat unter den Heiden auf: dieser unter den Christen, in der Hoffnung, ein besseres Schicksal zu haben. Er liefert hier zum Grusse einige Gespräche, die seine wohlmeinende Absicht anzeigen. Wird sie vom Publikum erkannt, so will er fortfahren, nach und nach mehreres aufzuschreiben, und ein Bändchen um das andere zu liefern. Er verspricht, daß, wie er in die Fertigkeit zu schreiben kömmt, die folgenden an Innhalt, Laune und Ausarbeitung gewinnen werden. —

Allein gegen die Versicherung, daß man ihm mit dem Schierling verschone! Ein wenig vom Rande des Bechers will er schon hinunterschlürfen, aus Liebe für Redlichkeit, und zum Zeugniß seines guten Herzens gegen Religion, Gott und Menschen. Aber den ganzen Giftbecher auszuleeren, das wäre zu viel! — Dann wird er vor dem Publikum schweigen, und nur in seinem kleinen Kreise, wie bisher, in der Stille fortwirken.

Stangl.

Verzeichniß der Gespräche.

I.
Gespräch des Pfarrers mit einem Kinde, über das Vater unser.

II.
Mit einem Mädchen über den Rosenkranz.

III.
Mit zwey Kindern, bei einem Bildstöckchen.

IV.
Mit einem alten Mütterchen beim Christkindlein.

V.
Mit einem Dorfmädchen, über die versprochene Wallfahrt.

VI.
Mit einem Pater Administrator, über das schweinen Fett.

VII.
Mit einer alten Jungfer, über die Abstinenz vom Milchkaffee.

VIII.
Mit einem Bauern, Michel, über den päbstlichen Segen.

IX.
Mit einem Bauern, Görge, vom päbstlichen Fußkusse.

X.
Mit einem Herrn Nachbar: ein Fragment über Matth. XVI. V. 18. 19.

XI.
Der Pfarrer mit dem Bauern, Johann, von der Duldung.

I.

Gespräch des Pfarrers mit einem Kinde, über das Vater unser.

Der Pfarrer, von dem die folgenden Gespräche herrühren, hatte beobachtet, daß Mißbräuche, Vorurtheile, und Aberglauben unsere heilige Religion entehren. Diese suchte er, wo sich ihm Gelegenheit anbot, auszureuten, und richtige Begriffe an ihre Stelle zu setzen: es mochte bei Erwachsenen, oder bei Kindern seyn. Dann richtete er seine Gespräche nach der Fassung der Personen ein.

Als er einmal in die Kirche gieng, kam ein kleines Mädchen ihm nachgelaufen, und küssete ihm die Hand. —

Pfarrer. Du willst auch in die Kirche gehen?

Mädchen. Ja.

P. Und da willst du fleissig beten?

M. Ja.

P. Zu wem willst du beten?

M. Zur lieben Mutter Gottes.

P. Was willst du beten?

M. Das Vater unser.

P. Und das willst du zur Mutter Gottes beten?

M. Ja.

P. Gelt, du bittest deine Mutter daheim auch öfters um was?

M. Ja.

P. Wie sagst du zu deiner Mutter, wenn du sie bittest?

M. Liebe Mutter, ich bitt um das.

P. Und wie sagst du, wenn du deinen Vater bittest?

M. Lieber Vater, ich bitt'.

P. Sagest du niemal zum Vater: liebe Mutter ich bitt'?

M. Nein.

P. Aber zur Mutter könntest du doch sagen: Lieber Vater, ich bitt'?

M. Nein, ich muß sagen: Liebe Mutter. (das Mädchen lachte)

P. Warum lachest du denn dazu?

M.

M. Das ist lächerlich, wenn ich zur Mutter sagen sollte: Vater.

P. Warum?

M. Weil sie meine Mutter ist, so kann ich ja nicht zu ihr sagen, Vater.

P. Gelt, du hast dich aber doch schon vergessen, und hast zu deiner Mutter, Vater, gesagt?

M. Ey nein!

P. Doch, schau! die liebe Mutter Gottes ist ja deine himmlische Mutter?

M. Ja.

P. Und du hast schon oft zu ihr gebetet?

M. Ja.

P. Und was hast du gebetet?

M. Das Vater unser.

P. Schau, so hast du ja zur Mutter Gottes gesagt: Vater unser, der du bist in dem Himmel?

M. Ja.

P. Ist denn die Mutter Gottes unser himmlischer Vater?

M. Nein.

P. Kannst du also zu ihr sagen: Vater unser, der du bist in dem Himmel?

M. Nein.

P. Warum nicht?

M. Weil die Mutter Gottes nicht der himmlische Vater ist.

P. Wer ist denn der himmlische Vater?

M. Gott.

P. Zu wem mußt du also beten: Vater unser, der du bist im Himmel?

M. Zu Gott.

P. Also merk dirs, mein Kind, wenn du das Vater unser betest, so mußt du zu Gott beten, und nicht zur Mutter Gottes.

II.

Mit einem Mädchen, über den Rosenkranz.

Ein andermal hielt unser Pfarrer mit einem etwas grössern Mädchen folgendes Gespräch.

Pfarrer. Du sagest, du betest gern unter der heiligen Messe, und auch sonsten, den Rosenkranz?

Mädchen. Ja.

P. Aus was besteht dieser Rosenkranz?

M. Aus Gegrüsset seyst du Maria, und Vater unser.

P.

P. Was ist mehr darinn: Gegrüsset seyst du Maria, oder Vater unser?

M. Mehr gegrüsset seyst du Maria.

P. Wie vielmal mehr?

M. Zehnmal; weil allezeit, nach einem Vater unser, zehn Ave Maria kommen.

P. Du betest doch andächtig, und denkest, was, und zu wem du betest?

M. Ja.

P. Wenn du also betest: Vater unser, der du bist in dem Himmel, an wen denkest du?

M. An Gott, der unser Vater im Himmel ist.

P. Und wenn du betest: Gegrüsset seyst du Maria, an wen denkest du?

M. An die seligste Maria.

P. Und du betest zehn Ave Maria, bis ein Vater unser?

M. Ja, so folget es im Rosenkranz.

P. Also denkest du zehnmal an Maria, bis einmal an Gott; und betest zehnmal mehr zu Maria, als zu Gott. — Warum thust du das?

(Das Mädchen verstummete.)

P. Sag: schicket es sich, daß man in seinem Gebete mehr an die Mutter Gottes denke, als an Gott; und mehr zu ihr bete, als zu Gott?

M. Nein.

P. Warum nicht?

M. Weil Gott der Allerhöchste ist. —

P. Aber, sage mir, wen hast du lieber, deinen Vater, oder deine Mutter?

M. Ich habe sie beide lieb.

P. Wenn du aber um was bitten willst, zu wem gehest du lieber, zum Vater, oder zur Mutter?

M. Zur Mutter.

P. Warum nicht zum Vater?

M. (lächelnd.) Ja, der ist ernsthaft, und wird manchmal verdrießlich, wenn man zu ihm bitten kömmt.

P. Aber, gelt, die Mutter giebt lieber her?

M. Ja.

P. Also, weil dich die Mutter lieber erhört, so gehest du öfter zu ihr? gelt, sie kann auch beim Vater fürsprechen, daß er gerne giebt?

M. Ja, wenn ich gerne so was hätte, von Kleidung, u. d. gl. so geh' ich immer vorerst zur Mutter, daß sie es anbringe.

P. So vermag deine Mutter beim Vater viel?

M. Ja.

P. Könntest du von der Mutter Gottes nicht auch so denken?

M.

M. O ja, es hat es letzt der Pater Franziskaner gepredigt, daß sie gar viel über ihren göttlichen Sohn vermöge.

P. Gelt, das wäre eben so, wie du zuvor von deiner Mutter gesagt hast?

M. Ja.

P. Und weil deine Mutter so gerne giebt, und beim Vater viel vermag, so gehst du öfter zu ihr bitten?

M. Ja.

P. So kannst du es mit der Mutter Gottes auch so machen, und kannst öfter zu ihr beten, folglich mehr Ave Maria sprechen, als Vater unser zu Gott?

M. (gutherzig.) Ja. —

P. Gesetzt aber, der Vater wäre nicht so ernsthaft, er liebte dich wohl mehr, als deine Mutter, und gäbe, wenn du ihn bittest, lieber, als sie: zu wem würdest du denn öfter bitten gehen?

M. Zum Vater.

P. Warum?

M. Weil ich wüßte, daß der Vater freundlicher und gütiger wäre.

M. Was glaubst du nun, wer freundlicher, gütiger und gnädiger gegen uns Menschen sey, Gott oder die Mutter Gottes.

M. Gott.

P. Warum glaubst du das?

M. Weil Gott allein der Unendliche, und Höchstgütige ist.

P. Du sagtest aber vorher, daß deine Mutter daheim freundlicher sey, als dein Vater?

M. Das ist wahr.

P. Also solltest du von der Mutter im Himmel auch so denken, daß sie freundlicher sey, als der himmlische Vater?

M. Ey nein!

P. Gelt du merkest, daß es im Himmel anders ist, als mit Vater und Mutter auf Erden?

M. Ja.

P. Auf Erden ist deine Mütter gütiger und freundlicher?

M. Ja.

P. Und also gehst du öfter zur Mutter bitten, als zum Vater?

M. Ja.

P. Im Himmel aber ist der himmlische Vater gütiger und freundlicher?

M. Ja.

P. So kannst du zu Ihm ein grösseres Zutrauen haben, als zur Mutter Gottes?

M. Ja.

P. Folglich schicket es sich auch, daß du öfters zu ihm betest, und mehr Vater unser

unser zu Gott, als Ave Maria zur Mutter Gottes sprechest?

M. Ja freilich! —

P. Kind! besinne dich, ob du recht geantwortet hast?

M. Ich meine, wohl.

P. Du erinnerst dich doch, daß vorm Jahre unser gnädiger Herr da war?

M. Ja.

P. Hättest du dich getrauet zu ihm hinzugehen, ihn anzureden, und um was zu bitten?

M. Ey, da hab' ich mich vor ihm gescheuet, und bin ihm aus dem Weg gesprungen!

P. Warum?

M. Ja, weil er ein so grosser Herr ist.

P. Du weißt doch, daß Gott auch ein grosser Herr ist.

M. Der allerhöchste.

P. Schau, so hast du dich noch mehr vor ihm zu scheuen, als vor dem gnädigen Herrn?

M. (etwas bestürzt) Freilich!

P. So schicket es sich auch nicht, daß du gerade vor Gott hingehest, und zu ihm betest?

(Von dieser Frage wollte der Pfarrer auf den Beweis ausgehen, daß es

schick-

schicklicher sey, sein Gebet zu Gott nur fleissig in Handen der Mutter Gottes zu verrichten. Das Mädchen aber kam ihm mit folgender Antwort zuvor.)

M. Ja, hat uns Christus selber gelehret, daß wir gerade zu Gott beten sollen: Vater unser, der du bist in dem Himmel!

P. Also meinest du, wir brauchen uns vor Gott nicht zu scheuen; sondern er erlaube uns schon, daß wir ihn gerade in unserm Gebete anreden?

M. Ja, weil er uns selber so gelehret hat.

P. Schön, mein Kind! Gelt, Gott ist zwar unser allerhöchster Herr, der aber aus unendlicher Güte unser Vater seyn will, und uns zu seinen Kindern angenommen hat?

M. Ja, in der heiligen Taufe.

P. Also will er nicht, daß wir uns vor ihm scheuen, sondern **als seine Kinderlein ihn in kindlichem Vertrauen anreden sollen: Abba, lieber Vater!** Röm. 8. 15. —

(U. s. f. sprachen sie beide miteinander fort, bis sie mit ihren Fragen und Antworten am Ziele waren.)

III.

Mit zwey Kindern bei einem Bildstöckchen.

Der Pfarrer gieng vors Dorf spazieren, wo der Weg zu einem Bildstöckchen führet, das Christum bei der Krönung vorstellet. Er fand einen Knaben und ein Mädchen, welche davor knieeten, und gar sinnlich zu dem Bildlein hinbeteten. Es waren die Kinder eines armen Bauern, der unten im Dorfe wohnte, und eben damals schwer krank lag. —

Pfarrer. Grüß euch Gott, meine Kinder! Sagt mir, wie gehts euerm lieben Vater, ist er noch nicht besser?

Mädchen. Er hat heut eine sehr schlimme Nacht gehabt.

P. Gelt, die Mutter hat euch herausgeschicket, daß ihr da für euern Vater beten sollet?

M. Ja, sie hat gesagt, sie habe ihr größtes Vertrauen zum 'krönten Heiland da: da sollen wir beten; wenn der nicht hälfe, so wär keine Hilfe mehr!

P. Freilich, Kinder, Gott kann am besten helfen, da hat eure Mutter recht!

(Er wandte sich hierauf gegen das Bild) Da, zu diesem Heiland sollet ihr beten?

Kinder. Ja. —

(Der Pfarrer fieng an das Bild zu betrachten, daß er die Kinder aufmerksam machete) Es wird wohl ein Bild von Holz seyn, (sagte er) oder meinet ihr, es sey von Stein? (er gieng hinzu, und klopfte mit dem Finger darau)

Knabe. Man hörts am Klopfen, daß es von Holz ist.

P. Habet ihr auch schon so ein Bild machen gesehen?

Beide Kinder. Nein.

P. Da sind Leute, die heisset man Bildhauer: diese nehmen euch ein Stück Holz, was sie für eines wollen, und schneiden es mit scharfen Messern so aus, daß ein Bild daraus wird. Hernach nehmen sie Farben, rothe, blaue, gelbe, und streichen es von aussen so an, wie das da angestrichen ist, und lassen es trocken werden, so ist 's fertig. Wenn ihr einmal in die Stadt kommet, da giebt es solche Künstler, wo ihr sehen könnet, wie sie die Bilder machen.

K. Das möcht' ich wohl einmal sehen.

P. Ja, ums Geld schnitzeln sie euch aus, was ihr wollet: ein Pferd, einen Hahn, ein Schaf, einen Menschen, u. s. f.

M. Da sollt' einer braf Geld haben, daß er kaufen könnte.

P. Was wollte man damit thun? Gelt, lebendige Schaafe sind doch besser, die tragen Wolle, und bringen Lämmlein? Und die lebendigen Hühner, die legen euch Eyer, und brüten junge Küchlein aus; die sind wohl nützlicher, als die gemalten und geschnitzten?

M. Freilich.

P. Ich dächte denn, wenn du einmal Geld bekömmst, solltest du dir lieber so was lebendiges kaufen, das man auf dem Dorfe haben kann; das ist besser, als das Gemalte und Geschnitzte in der Stadt?

M. Ja.

P. So wißt ihr nun, wie die Bilder gemacht werden?

Kinder. Ja, so und so. (sie erzählten dem Pfarrer)

P. Aus was besteht denn ein solches Bild? (indem der Pfarrer den gekrönten Heiland ansah) nicht wahr, aus Holz und Farben?

Knabe. Ja, von innen ist es Holz, und von aussen mit Farben angemalt.

P. Seht, Kinder, da hat der Bildhauer auch Ohren hingemacht; höret itzt das Bild da, was wir mit einander reden?

(Die Kinder schaueten den Pfarrer mit Verwunderung an, und lachten) Ey, das Bild kann nicht hören!

P. Aber seht doch, es hat die Augen offen, und schaut uns an? Es hat auch den Mund offen, und wird vielleicht mit uns reden?

K. Es hat nur Augen und Ohren von Holz, und einen hölzernen Mund, darum kann es nicht sehen, weder hören, noch reden.

P. Ey doch! seht, es ist itzt kein Stück Holz mehr; der Bildhauer hat es so künstlich ausgeschnitzelt, daß es der gekrönte Heiland ist.

M. Aber es ist doch von Holz.

P. (zum Knaben) Veitel, was sagest du dazu, ist es von Holz?

K. Ja, und aussen mit Farben bemalet.

P. Wenn ihr nun davor niederknieet, sieht es euch? Und wenn ihr anfanget zu beten, höret es euch, und weis es, was ihr zu ihm betet? Wenn ihr sprechet: wir bitten dich, gekrönter Jesus, mach unsern kranken Vater gesund! wird euch das Bildlein hören, und euern Vater gesund machen?

(Die Kinder stöhneten auf diese Fragen.)

P.

P. Eure Mutter hat euch doch heraus geschicket, daß ihr da beten sollet?

AA. Ja.

P. Und sie hat gesagt: der gekrönte Heiland da könnte eurem Vater allein helfen, und wenn der nicht hälfe, wär' keine Hilfe mehr?

M. Das hat sie gesagt.

P. Dieser Heiland ist doch nur ein hölzern Bild; also kann er euch nicht hören und nicht helfen?

(Die Kinder verstummeten.)

P. Gelt, ihr knieetet vorher vor dem Bilde da, sahet es wehmüthig an, und betetet so zu ihm hin, als wenn es der lebendige Gott selber wäre, der euch sähe und hörete?

M. Ja, Gott ist auch in dem Bilde drinn. —

(Der Pfarrer machte grosse Augen über diese Antwort, die für ihn so unerwartet, von dem Mädchen aber so natürlich war. Er dachte an die alten Heiden, die sich ihre Bilder als die Sitze ihrer Gottheiten vorstellten.)

Du meinest, (sagte er) weil Gott überall ist, so sey er auch in dem Bilde?

M. Ja.

P. Schau, auf diese Art ist er auch

in mir, und in dir, und in deinem Bruder, und in diesem Baume: also kannst du vor mir, und vor deinem Veitel, und vor dem Baume auch niederknieen, und Gott darinn anbeten? —

(Das Mädchen erröthete, und schwieg.)

P. Merkest du, daß du nicht recht geantwortet hast? das thut aber nichts. Schau, darum red' ich mit dir, damit du das Rechte lernest. Ich denke, du und dein Bruder, seyen zwey brave Kinder, die mich gern anhören, wenn ich sie was lehre.

KK. Ja, wir wollen gern anhören.

P. So schaut itzt das Bildlein recht an: ich will euch fragen, und ihr gebet mir Antwort.

KK. Ja.

P. Das ist ein hölzern' Bild, das der Bildhauer geschnitzet hat?

KK. Ja.

P. Seine Augen, seine Ohren, sein Mund, alles ist von Holz?

KK. Ja.

P. Es kann also auch nicht sehen, nicht hören, nicht reden, und weis nichts darum, wenn ihr davor niederknieet, und betet, eben so wenig, als dieser Baum da?

M. Freilich, weil es auch von Holz ist, wie dieser Baum.

P. Aber der lebendige Heiland, der im Himmel ist, der ist Gott, und siehet, und höret, und weis alles?

KK. Ja.

P. Also vor ihm könnet ihr niederknieen und beten; er sieht und höret euch, und kann eurem Vater helfen?

M. Ja, weil er Gott ist.

P. Das Bild aber kann euch nicht hören, nicht sehen, und weis nichts von eurem Gebete?

KK. Nein.

P. Also könnt ihr auch nicht zu dem Bilde beten; denn das höret nicht? Und ihr könnt eben so wenig vor dem Bilde niederknieen; denn es sieht euch nicht: also, wenn ihr hinknieen und beten wollet, so müsset ihr das nicht dem Bilde, sondern dem lebendigen Heiland thun, der im Himmel ist; er sieht und höret euch?

KK. Das wollen wir uns merken.

P. Was meinet ihr, ob wohl der Heiland im Himmel auch noch eine dörnerne Krone auf hat, und ob Juden da sind, die sie ihm ins Haupt drücken?

K. Nein, im Himmmel sind keine solche Juden.

P. So wird er auch im Himmel nicht mehr gekrönet?

KK. Nein.

P. So wär' es falsch, wenn ihr euch ihn so vorstellen wolltet, als wenn er noch wirklich gekrönet würde?

M. Freilich, weil es nicht wahr ist, daß er noch wirklich gekrönet wird.

P. Aber seht, da, in diesem Bildlein wird er so vorgestellet, wie ihm die Juden die Krone wirklich ins Haupt drücken?

KK. Ja.

P. Wenn ihr denn zu diesem Bildlein, so, wie ihr vorher gethan habet, hinbetet, und euch den Heiland so sinnlich vorstellet, wie er da abgebildet ist: so stellet ihr euch vor, als wenn er wirklich gekrönet würde.

M. Ja.

P. Und dann saget ihr, ihr betet zum gekrönten Heiland?

M. Ja.

P. Dieser gekrönte Heiland ist aber nur ein hölzern' Bild, und nicht der Heiland selbst?

M. Das ist wahr.

P. Der lebendige Heiland im Himmel wird nicht gekrönet, wie dieses Bild da?

M. Nein.

P.

P. Wenn ihr also zum lebendigen Heiland im Himmel betet, so betet ihr nicht zum gekrönten Heiland, sondern zum Heiland, der im Himmel ist, in der Herrlichkeit bei seinem himmlischen Vater?

M. Ja.

P. So merket euch das, Kinder; und knieet itzt noch einmal nieder und betet; aber nicht zu dem hölzernen Bildlein, und auch nicht zum gekrönten Heiland: sondern habet den lebendigen Heiland, der im Himmel ist, vor Augen; er kann eurem Vater helfen.

IV.

Mit einem alten Mütterchen, beim Christkindlein.

Ein altes Mütterchen blieb immer gern in der Kirche zurück, wenn schon alle Leute weg waren, und knieete noch bei einem Seitenaltare nieder, auf welchem ein Salzburgerkindlein aufgestellet war. Der Pfarrer passete sie einmal ab, und redete sie folgender Gestalt an:

Pfarrer. Ihr seyd andächtig, Mütterchen, und knieet noch daher, wenn schon alle Leute weggegangen sind?

Mütterchen Ja; will mich nur noch dem Christkindlein empfehlen.

P. Da, dem Salzburgerkindlein?

M. Ja.

P. Gelt, 's ist ein fein Kindlein, von Wachs, und hat ein reich', sauber' Kleidlein an?

M. Und so ein zart', freundlich' Gesichtlein, daß es einen recht anlächelt?

P. Das kann einen schon zum Gebete einladen?

M. Ja wohl.

P. Und weil das Kindlein so freundlich ist, mag es auch gern gewähren, was man bittet?

M. Ja. —

P. (mit verändertem Tone) Seht doch, Mütterchen, wie ihr euch vergessen könnet? Ihr sprechet so, als ob ihr euch das wächserne Bild, als das lebendige Christkindlein, vorstelltet?

M. Freilich, 'stell' mirs so vor, als wenn ich das lebendige Jesulein vor mir hätte.

P. Ihr seht aber doch, daß es nur ein Bildlein von Wachs ist?

(Das

(Das alte Weib war durch diese Frage betroffen, sie half sich aber auf ihre Art, und sagte:)

Ich verehre das lebendige Jesulein darunter.

P. Ihr wollet sagen, ihr stellet euch in dem Bilde das Kind Jesu vor, wie es ehemals im Hause Mariä war, noch als ein klein' holdseliges Kind?

M. Ja.

P. Dieses Kind aber, wisset ihr, ist herangewachsen, und ist ein Mann von dreyssig Jahren worden?

M. Das ist wahr.

P. Als ein solcher Mann starb er für uns am Kreuze, stand wiederum von den Todten auf, und fuhr gen Himmel?

M. Ja.

P. Und nun ist dieser Jesus im Himmel, nicht mehr als ein Kind, sondern als Gottes Sohn, und Mitherrscher seines himmlischen Vaters?

M. Ja.

P. Warum wollet ihr ihn denn noch als ein klein' Kindlein verehren?

(Das alte Mütterchen schwieg.)

P. Nicht wahr, ihr wollet doch Jesum dadurch verehren, der im Himmel ist; und dieser Jesus ist kein Kindlein mehr?

M.

M. Er war aber doch ein solch Kindlein, als er auf Erden lebte?

P. Schon gut: aber er ist es nicht mehr. — Gelt, euer Sohn war vor etwa dreyssig Jahren auch ein klein' Knäblein; dann truget ihr es auf den Armen, wiegtet, und herztet es?

M. Freilich, wie man halt den Kindern thut.

P. Nun aber ist das Kind, seit zwanzig Jahren her, gewachsen, und ist ein Mann worden?

M. Ziemlich.

P. Itzt begegnet ihr ihm nicht mehr als einem Kindlein, wieget, scherzet und herzet ihn nicht mehr so?

M. (lachend) Das würd' ihm artlich anstehn!

P. Aber dem Heiland im Himmel wird es anstehn, wenn ihr eure Einbildung betrüget, ihn euch gegenwärtig als ein solch' Kindlein vorstellet, und ihn in eurer Andacht quängelt und wieget? —

(Das alte Mütterchen hörte das alles gutherzig an, lachte mit unter über sich selbst, und — setzte aber doch ihre Andacht auch nachher zu dem Kindlein fort.)

Solche Erfahrungen überzeugten den Pfarrer vielfältig, wie die ungeschickt gewählten Bildeleyen die Phantasie der Einfältigen berücken, sie auf bedenkliche Irrungen leiten, und gar oft, anstatt die Vorstellung von dem Bilde ab, auf den Gegenstand zu weisen, dieselbe so auf sich ziehen, daß die ganze Andacht sich in eine blos sinnliche Empfindung auf das Bild ergiesset. Das heisset hernach den Gottesdienst sinnlich machen! — Ja freilich, sinnlich! — und nicht, wie der Apostel sagt: **Euer Gottesdienst sey vernünftig.** Wenn doch unsere Kirchenvorsteher diesen Gedanken aus dem Grunde beherzigten: die ungeschickten Bildeleyen in den Kirchen, und auf öffentlichen Plätzen abschaffeten, und dafür Sorge trügen, daß künftig wenige, aber lauter würdige, grosse Vorstellungen der Hauptbegebenheiten unserer Religion aufgestellet würden: und zwar historisch, daß sie den Einfältigen nicht mehr zur Anbetung, sondern zur Belehrung dieneten! —

V.

V.

Mit einem Dorfmädchen, über die versprochene Wallfahrt.

Es kam ein Dorfmädchen zu unserm Pfarrer, und klagte ihm, sie habe sich auf eine Wallfahrt verlobet, und ihr Vater wolle sie nicht gehen lassen: —

Pfarrer. Sie hat doch ihren Vater schön darum gebeten?

Mädchen. Ja: und die Mutter hats ihm auch vorgestellt, was das für ein Gewissen wäre, wenn ich mein Gelübd nicht hielte!

P. Und er ließ sich nicht bewegen?

M. Durchaus nicht.

P. Warum? Hat er euch die Ursache nicht gesagt?

M. 'Habe wohl was g'merkt; unter zwey Gulden sagt' er könt' ich ni't hin und her reisen. Ich sagt' ihm aber, ich wollt's aus meiner Sparrbüchse nehmen, und wollt' es mit meiner Arbeit schon wieder herein bringen: und die Mutter hat ihm gesagt, die heilige Mutter Gottes würd' uns auch dafür segnen.

P. Was sagte denn der Vater auf alles das?

M.

M. Wir sollen ihm den Kopf nicht warm machen, er woll' gar nichts davon wissen: Und du kannst daheim beten, sagt' er zu mir; auf das Reisen von solchen Mädels halt' ich nichts, u. s. w.

P. Gelt, ich dacht' es wohl, er würde noch andere Ursachen haben? Ich kenne ihn, er ist gescheid; und will seine einzige Tochter, die er liebet, zu Hause haben?

M. Ja doch! wenn ich mir nur kein Gewissen machen müßte!

P. Wegen des Gelübdes meinet Sie?

M. Ja, deswegen.

P. Nicht wahr, Sie würd' es gern erfüllen, wenn der Vater nicht dawider wäre?

M. Von Herzen gern.

P. Der Vater will aber nur nicht einwilligen?

M. Freilich nicht.

P. Und Gott hat in seinem Gebote befohlen, die Eltern zu ehren, und ihnen zu gehorsamen?

M. Das ist wahr.

P. So thut sie ja den Willen Gottes, wenn Sie daheim bleibt, und braucht sich denn aus ihrem Gelübde kein Gewissen zu machen?

M. Habe aber den Beichtvater gefragt, der hat mir gesagt, ich soll durch Bitten, und gute Freunde suchen die Einwilligung meines Vaters zu erhalten.

P. Sie saget ja, das Bitten mache ihrem Vater Verdruß: dazu wird ihr doch der Beichtvater nicht rathen?

M. Er sollt' sichs halt auch nicht verdriessen lassen, wenn ich ihn um so was Gutes anspräche?

P. Sie sieht aber, daß es geschieht? — Und ihr Vater hält es eben für nichts so gutes: er meinet es sey besser, wenn Sie daheim bleibe?

M. Ja, wie kann er das meinen?

(Der Pfarrer lächelte) Sie wird es wohl verstanden haben, warum er ihr sagte, das Reisen tauge für solche Mädels nicht; — und sie könne ja daheim beten?

M. 'Hätte halt meine Andacht zur Mutter Gottes bei der Eichen?

P. Ey, so sage Sie mir doch, ist denn die Mutter Gottes bei der Eichen eine andere, als die wir hier verehren?

M. Das nicht.

P. Gelt, es giebt doch nur eine Mutter Gottes: also ist die, welche man bei der Eiche verehret, eben dieselbe, die man hier verehret?

M.

M. Das wohl.

P. Sie spricht doch so, als wenn die bei der Eiche eine andere wäre, und als wenn es mehrere Mutter Gottes gäbe?

M. Dorten ist ihr Gnadenbild.

P. So, ein ander' Bild ist dort? Freilich, da giebt es mehrere: aber des Bildes wegen, dächt' ich, brauchte sie nicht hinzureisen; wir haben hier auch ein schön Mutter Gottes Bild?

M. Dasselbe ist doch was anders?

P. Sie meinet also, jenes sey besser, und das hiesige nicht so gut, weil sie unsers verlassen, und zu demselben hinreisen will?

M (den Pfarrer anschauend) Sie treiben nur Spaß mit mir.

P. Nein, Lieschen, Sie wird sehen, daß ichs ernsthaft meine, antworte Sie mir nur: was hat denn dasselbe Bild für einen Vorzug vor dem unsrigen?

M. Daß es ein Gnadenbild ist.

P Was versteht Sie darunter?

M. Ein Mirakelbild, wo Gnaden und Wunder geschehen. *)

*) Die Theologen unterscheiden die Gnaden- und Wunderbilder: die gemeinen Leute aber vermischen sie beide mit einander, und der Pfarrer hält es auch mit ihnen.

P. Was geschehen denn für Wunder?

(Das Mädchen erzählte eine Menge nacheinander her, was sie theils von andern gehört, theils in einem Büchlein gelesen habe: von Blinden, die ihr Gesicht erhalten, von geheilten Krummen und Lahmen; von einer Menge aufbewahrter Krücken und Fesseln; und daß das Mirakelbild zur Pestzeit, und im Türkenkriege die hellen Zäher geweinet, u. s. f.

P. Ey, das alles hätte das Bild gewirket? das ist doch wunderbar! Freilich, da wäre unser hiesiges Bild nicht so kräftig.

M. Das glaub' ich.

P. Woher käm' es aber, daß jenes Bild so viel wirkete, und das unsere nicht? Vielleicht ist es von einem andern Holze, als dieses? Oder wirket es so viel, weil es, wie Sie mir saget, schon so alt und mürbe ist? oder weil es die Mutter Gottes besser vorstellet als unseres?

M. Deswegen nicht.

P. Oder weil es an einem andern Platze steht? Oder weil dort andere geistliche Herren sind, die das Bild bedienen?

M. Ich denke halt, weil die liebe göttliche Mutter dort gnädig seyn will.

P.

P. So meinet Sie, die Gnaden und die Wunderkraft stecken nicht in dem Bilde, sondern sie kommen von der Mutter Gottes her?

M. Freilich, von ihr. *)

P. Sie ist doch dieselbe Mutter Gottes, die wir bei unserm Bilde auch verehren?

M. Keine andere.

P. So dächte ich, sollte sie hier eben so gnädig seyn, als dort?

M. Ja, wer kann der Mutter Gottes so was vorschreiben, ob sie da oder dort gnädig seyn solle?

P. Kind! ich schreibe ihr nichts vor; ich weis vielmehr, daß sie überall dieselbe gnädige Mutter Gottes ist: aber Sie will ihr absprechen, daß sie hier nicht so gnädig seyn solle, als dort?

M. Weil sie hier nicht die Gnaden austheilet, die sie dort austheilet.

P. Das wundert mich eben, daß sie an einem Orte ihre Gnaden zurück halten, und an dem andern sie so reichlich austheilen solle; als wenn sie dort besser dazu geneigt wäre, und hier weniger;

*) So reden unsere besser unterrichteten gemeinen Leute. —

dort die Andacht der Menschen gütiger ansähe, als hier, und folglich dort ihre Verehrer werther achtete, und lieber erhörte, als hier? Dies kömmt ja so heraus, als wenn die Mutter Gottes dort von einer mildthätigeren Gesinnung gegen uns Menschen wäre, als hier?

(Das Mädchen schwieg stille.)

P. Nicht wahr, Sie meinet, weil dort ihr Mirakelbild ist, sey die göttliche Mutter gnädiger?

M. Ja.

P. Gesetzt nun, wir trügen unser Bild dafür hinüber, und dasselbe zu uns herüber in unsere Kirche: so würde sie bei uns gnädiger seyn, als dort?

M. Ohne Zweifel.

P. Also richtete sie sich mit ihrer Gnädigkeit blos nach dem Bilde, dergestalt, daß sie dort ihre Gnaden austheilen wollte, wo ihr Eichenbild wäre, bei einem andern Bilde aber nicht?

M. Das zeiget sich ja, daß es so ist, weil es nicht anders ist?

P. Was sollte sie aber bewegen, sich gerade mit ihren Gnaden an dasselbe Bild zu binden? Ich dächte, es wäre so gut von Holz und Materie, als alle andere

Bil-

Bilder, und könnte folglich die Mutter Gottes auch nicht gnädiger machen?

M. Sie will halt dort gnädiger seyn?

P. Sie will, weil sie will, ohne daß sie eine weise Absicht hätte, warum? Schau sie, Lieschen, das heißt man bei uns Menschen blinde Willkühr: so was wird Sie doch der Mutter Gottes nicht aufbürden?

M. Ja, ich weis halt die Ursache nicht.

P. Ich auch nicht: darum wollen wir sie untersuchen, daß wir sie vielleicht finden.

M. Wie wird man das können?

P. Vielleicht möchte das die Absicht seyn, damit die Mutter Gottes einen Ort hätte, wo sie mehr verehret würde?

M. Das denk' ich auch.

P. Die Verehrung besteht in dem, daß man würdige Begriffe von der seligsten Mutter fasse, eine diesen Begriffen angemessene Hochschätzung, Liebe und Vertrauen zu ihr hege, und diese Gesinnung durch Zeichen an den Tag lege?

M. Ich versteh' das nicht recht.

P. Das will sagen: man soll von Maria so gut denken, als es sich für sie gebühret; eine solche Hochschätzung, Liebe und Zutrauen zu ihr haben, und diese fromme Gemüthsregungen durch anständige Zeichen zu erkennen geben.

M. Ja, das heißt Mariam verehren.

P. Wenn also Maria an einem Orte mehr verehret werden soll, so ist das so viel, man solle an diesem Orte besser von Maria denken, eine grössere Hochschätzung, Liebe und Vertrauen zu ihr haben, und diese Gesinnung auf eine anständigere Art an den Tag legen, als an andern Orten?

M. Ja.

P. Und folglich soll man an andern Orten weniger gut von Maria denken, keine so grosse Hochschätzung, Liebe und Vertrauen zu ihr haben, und seine Verehrung gegen sie schlechter zu erkennen geben?

M. Das nicht.

P. Gelt, das wäre ungereimt? Die Verehrung gegen Maria soll überall so beschaffen seyn, wie es sich für sie gebühret?

M. Freilich.

P. Also solle sie auch an allen Orten gleich verehret werden, und an keinem Orte mehr oder weniger als an andern, weil sie überall dieselbe ehrwürdige Mutter Gottes ist?

M. Das kann aber nicht seyn.

P. Warum nicht?

M. Ja, auf dem Wallfahrtsorte ist schon die Einrichtung dazu.

P. Zu was?

M. Zur grössern Verehrung und Verherrlichung Mariä.

P. Ich verstehe Sie: Sie meinet, weil dort eine prächtigere Kirche und Einrichtung ist; mehr Priester den Altar in kostbarem Ornate bedienen; mehr Kerzen und Lampen zur Ehre Mariä brennen; mehr Leute groß und klein von allen Orten her sich versammeln; auch mehr und reichere Geschenke und Opfer in den Schatzkasten fallen: so sey dort die Einrichtung zur Verehrung und Verherrlichung Mariä besser.

M. Ich meine so.

P. So! daß die Verehrung und Verherrlichung Mariä im Kirchenornate, in der Menge Priester, Lampen, Schätze, und dem Gedränge des Volks bestehe? Dann könnte sie freilich hier, und an vielen tausend Orten nicht so gut verehret werden, als dort. Ich habe aber vorher gesagt, die Verehrung Mariä bestehe in dem, daß man eine richtige Erkenntniß von ihrer Würde habe, eine ordentliche Hochschätzung, Liebe und Vertrauen zu ihr trage, und solche Zeichen der Ver-

ehrung von sich gebe, die auch der ärmste Mensch, der ein frommes Herz zu Maria hat, geben kann?

M. Das glaub' ich auch.

P. Nun, wenn Sie das glaubet, so kann sie auch denken, daß man Maria überall auf gleiche Art verehren könne: man kann überall ehrwürdig von ihr denken, überall gleiche Hochschätzung und Vertrauen zu ihr haben, überall seine Verehrung gegen sie auf eine anständige Art zu erkennen geben?

M. Aber ein Wallfahrtsort kann doch die Leute zu solchen Anmuthungen, und zur grössern Andacht aufmuntern?

P. Gelt, Sie nimmt das an sich wahr? weil Sie itzt einen so grossen Eifer hat, auf die Wallfahrt zu gehen: so denket Sie, können andere Leute auf gleiche Art aufgemuntert werden?

M. Ja, so.

P. Woher kömmt aber das? Nicht wahr, weil Sie glaubet, die Mutter Gottes sey bei der Eichen gnädiger, als hier?

M. Freilich.

P. Wenn Sie aber glaubte, sie wäre hier eben so liebreich und gnädig, als dort, so würde sie hier gleichen Eifer und Andacht zu ihr haben?

M. Nicht anders.

P. Und andere Leute, wenn sie auch so glaubten, würden eben den Eifer und Andacht zu Hause haben?

M. Sicher.

P. Also würde die Mutter Gottes überall mit gleichem Eifer verehret werden? Und wäre das nicht ehrwürdiger, als wenn man sie itzt an einem Orte verehret, und an tausend Orten aus Mangel des Vertrauens vernachläßiget?

(Das Mädchen dachte nach.)

P. Stelle Sie sich nur vor! Es ist eben dieselbe gütige, liebreiche, gnädige Mutter Gottes und Freundin der Menschen, überall, wo man sie verehret; ob es nicht unanständig ist, daß man an einem Orte weniger Zutrauen zu ihr hat, als am andern?

M. Freilich sollte man überall gleiches Zutrauen zu ihr haben!

P. Erkennet Sie das?

M. Ja.

P. So sollte Sie auch einsehen, daß es überflüßig sey, nach der Eiche zu gehen?

M. Wie so?

P. Weil Sie hier eben die Andacht, und eben das Vertrauen zur Mutter Gottes haben kann, als bei der Eichen?

M. Dort ist aber ihr Mirakelbild.

P. Hier aber verehret Sie eben dieselbe gütige, gnädige, liebreiche Mutter Gottes, als dort beim Mirakelbilde?

M. Das wohl.

P. Sie hat auch eingestanden, es gezieme sich, daß man hier gleiches Zutrauen zu ihr habe, wie dort?

M. Auch das.

P. Nun, wenn Sie gleiches Zutrauen hat, und hier eben dieselbe gnädige Mutter Gottes ist: so hat Sie hier so viel Gnaden zu erwarten, als dort?

M. Ja, dort — (sie rieb sich die Stirne).

P. Beim Bilde! Gelt, das steckt ihr immer im Kopfe?

M. Ja.

P. Ist denn die Mutter Gottes wegen des Bildes gnädig, oder wegen der Andacht und Verehrung, die man zu ihr hat?

M. Freilich nicht wegen des Bildes; sonst müßten alle Gottlose und Unandächtige dort erhöret werden.

P. Also wegen der frommen Verehrung und Andacht?

M. Ja.

P. Zur Mutter Gottes, oder zu ihrem Bilde?

M.

M. Zu ihr; denn die Verehrung, die man dem Bilde erweiset, zielet doch alle auf Maria.

P. Sie könnte aber vielleicht denken, Maria wolle gerade bei demselben Bilde verehret werden, und also sey ihr dort die Verehrung angenehmer?

M. Ja, das.

P. So? dasselbe Bild machet etwa, daß die Verehrung dort besser ist, als bei einem andern Bilde? — Kömmt es nicht bei der Verehrung auf die Gesinnung des Herzens an?

M. Freilich.

P. Also, sieht Sie, das Bild machet es nicht aus, sondern die fromme Gesinnung, die man zu Maria im Herzen hat?

M. Das ist wahr.

P. Wenn Sie nun hier eine bessere Andacht zu ihr hat, als bei der Eichen; wo, meinet Sie, daß ihr denn die Mutter Gottes gnädiger seyn werde, hier oder dort?

M. Hier.

P. Und wenn Sie hier eine gleiche Andacht hat, wie dort, wird Sie nicht gleiche Gnaden erhalten, hier, wie dort?

M. Denke immer, ich könnte dort eine grössere Andacht haben.

P.

P. Wiederum wegen des Mirakelbildes?

M. Ja.

P. Also hätte Sie ihre Andacht wegen des Bildes, und nicht wegen der Mutter Gottes?

M. Es geschieht aber die Andacht zum Bild auch der Mutter Gottes wegen?

P. Doch, wenn das Bild nicht wäre, so würde Sie, wie Sie vorher sagte, keine so grosse Andacht haben?

M. Ich kann mich nicht ausreden.

P. Seh' Sie, so gründet sich ihre grössere Andacht auf das Bild, *) und nicht auf die Mutter Gottes; denn sie ist eben dieselbe Mutter, man verehre sie da oder dort, daß Sie eine gleiche Andacht zu ihr haben kann?

M.

*) Der Leser bedenke nur die zwei Sätze; die Vorstellung der Mutter Gottes wirket kein so grosses Vertrauen; die Vorstellung des Bildes wirket ein grösseres Vertrauen; so folget der dritte Satz richtig. — Eine betrübte Anmerkung, die sich so weitläuftig auf unsern Bilder- und Heiligendienst anwenden, und sich uns ab Seite unserer Widersacher, zum schimpflichen Vorwurf machen läßt.

M. So könnt' ich hier die seligste Mutter mit gleichem Vertrauen anrufen, obschon kein Gnadenbild hier wäre?

P. Ohne Zweifel, wenn sie anders ihr Vertrauen auf die seligste Mutter, und nicht auf ihr Bild setzet?

M. Das käme ja so heraus, als wenn unser Bild hier so gut wäre, als das bei der Eichen?

P. Warum nicht? Stellt es denn nicht die nämliche Mutter Gottes vor, wie das andere?

M. Das wohl.

P. Folglich kann es Sie ja eben so gut an die Mutter Gottes erinnern, als das Eichnerbild?

M. Ja.

P. So kann Sie auch bei unserm Bilde so gut denken, daß Maria gnädig, liebreich und hilfreich sey, als beim andern?

M. Auch das.

P. Wenn Sie so von Maria denket, so kann Sie hier ein eben so grosses Vertrauen zu ihr fassen, als dort?

M. Ja.

P. Und wenn Sie nun ein eben so grosses Vertrauen und Andacht zu Maria hat, glaubet Sie nicht, daß sie sich eben

so

so gnädig erzeigen werde, als bei der Eichen? Oder könnte Sie sich vernünftiger weise vorstellen, die Mutter Gottes sehe auf den Ort, oder auf das Bild, und nicht aufs andächtige Herz? Oder auch, sie könne und wolle hier gegen die Andächtigen nicht so gnädig seyn, als dort?

M. Hat aber der alte Herr gesagt, Gott sey ehemals im Tempel zu Jerusalem gnädig gewesen, und Jesus, Maria und Joseph seyen dahin wallfahrten gegangen?

P. Das hätte der alte Herr gesagt?

M. Ja.

P. Hat er euch auch gesagt, daß das bei den Juden war?

M. Ich weiß mich nicht mehr zu besinnen.

P. Und daß die Juden ehemals einen Gottesdienst gehabt, der in lauter solchen äußerlichen Einrichtungen, Cerimonien, und Gesetzen bestanden, die durch das Christenthum abgeschaffet wurden?

M. Davon weiß ich nichts.

P. Auch von dem evangelischen Weiblein am Brunnen nichts?

M. Nein.

P. Nun das muß ich ihr erzählen: Jesus setzte sich einmal bei einem Brunnen

nen in Samaria nieder. Da kam ein Weiblein Wasser zu schöpfen, die redete mit Jesu, und fragte ihn: wo dann der rechte Ort sey, anzubeten? unsere Väter, sagte sie, haben ehemals auf diesem Berge Jakobs angebetet; und ihr Juden saget, zu Jerusalem sey die Stätte, da man anbeten soll. Jesus antwortete ihr: **Es kömmt eine Zeit, da man weder da oben auf dem Berge, noch zu Jerusalem anbeten wird: sondern die wahrhaftigen Gläubigen werden Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten; denn Gott ist ein Geist.** Joh. IV. 19. bis 25. Das war so viel gesagt: die Christen werden keine solche eingeschränkten Begriffe mehr haben, wie die Juden, und Samariter: daß sie glauben, die Andacht gefalle Gott nur an diesem, oder an jenem Orte: Vielmehr werden sie erkennen, daß Gott ein allgegenwärtiger Geist ist, der sich an keinen Ort oder Stätte bindet, sondern dem die Andacht überall wohlgefällt, wo man sie in wahrer christlichen Erkenntniß, mit Uibereinstimmung seines Herzens, verrichtet.

M. Also lehret ja Christus selber, daß man überall in allen Kirchen gleiche Andacht zu Gott haben könne?

P. Ja, wenn man ein wahrhaftiger Christ ist, und Gott recht erkennet: nicht allein in den Kirchen, sondern auch überall, zu Hause und auf dem Felde, wo man sein Gemüth zu Gott erhebet.

M. Mit der Mutter Gottes wird es wohl auch so seyn?

P. Nicht anders.

M. Warum haben wir dann solche besondere Wallfahrtsörter zu ihr?

P. Ich weiß keinen andern Grund, als weil wir glauben, Maria erzeige sich anderswo gnädiger, als daheim; und also haben wir daheim kein Vertrauen, und gehen dorthin, wo wir hoffen, daß ihr unsere Andacht besser gefalle?

M. Es müssen wohl vom Anfange unter den Christen, keine solche Oerter gewesen seyn?

P. Woher urtheilet Sie das?

M. Weil ich oft von alten Leuten gehört habe, daß da und dort, bei ihrem Denken eine Wallfahrt aufgekommen?

P. Da hat Sie recht, diese Oerter sind so nach und nach aufgekommen: in dem alten Christenthum findet man keine Spur davon.

M. Wie kann denn das zugehen, daß ein solcher Ort entsteht?

P.

P. Das geht so zu: Man höret, daß da und dort, bei diesem oder jenem Bilde ein Wunder geschehen sey, das macht unter den Leuten Aufsehens, und viel Redens, und Erzählens. Da sagt man, dort wirke die Mutter Gottes Wunder. Die Leute fangen an ihr Vertrauen dorthin zu fassen, und nennen den Ort einen Gnadenort; und der Zulauf wird nach und nach immer stärker. Es fallen viele Opfer und Messen, daß man eine herrliche Kirche hinbauen, und Geistliche zur Bedienung hinstiften kann. Die Leute sollten aber denken, die Mutter Gottes habe nicht wegen des Platzes, oder wegen des Bildes Wunder gewirket, sondern weil sie eine liebreiche Mutter gegen die Frommen ist; und da sollten sie ihr Vertrauen auf sie, und nicht auf das Bild oder den Ort setzen. Das wäre zur grössern Ehre der Mutter Gottes; denn ich dächte doch, es wäre ehrwürdiger, wenn man sagt, sie sey überall gnädig, wo man sie gehörig anruffet, als wenn man sagt, sie sey da und dort gnädig; und wenn man sein Vertrauen überall auf ihre Fürbitte setzet, als wenn man da und dort, bei diesem und jenem Bilde auf sie vertrauet? Gelt, es ist doch eben

dieselbe Mutter Gottes, wo man sie immer anrufet; mithin sollte unsere Andacht und Vertrauen auf sie überall gleich seyn?

M. Ja wohl!

P. Erkennet Sie nun, daß ihr Vater recht gesagt hat, Sie könne hier zur Mutter Gottes beten, und daß er Sie nicht blos der zwey Gulden wegen von der Andacht abgehalten hat?

M. Ich erkenne es.

P. Itzt will Ihr auch noch was sagen: Wenn sie aus willfährigem Gehorsam gegen ihren Vater hier bleibet, ihre Andacht eben so gut verrichtet, als wenn Sie wirklich auf der Wallfahrt wäre, und für ihren Vater und Mutter, die Sie so lieb haben, kindlich bittet; meinet Sie nicht, daß diese Andacht, als von einem gehorsamen Kinde, der Mutter Gottes besser gefalle, als wenn Sie endlich mit Verdruß von ihrem Vater die Erlaubniß bewirket hätte? Und wenn Sie die Zeit, welche Sie auf der Wallfahrt hin und her liefe, daheim nützlich anwendet, ihren lieben Eltern an die Hand geht, ihre Arbeit, wie Sie dem Vater versprochen hat, desto emsiger und fleißiger verrichtet, und ihm durch Willfährigkeit zu gefallen suchet; wenn Sie

von dem Gelde, was Sie unterwegs verzehret hätte, nur den vierten Theil, oder auch nur das, was Sie an die müßigen, auf dem Wege sitzenden Bettler, verschenket hätte, in unserm Dorfe solchen Armen giebt, die Sie für die Bedürftigsten hält, und Sie thut das alles dem lieben Gott und seinem Sohne Jesu Christo zu Ehren, glaubet Sie nicht, daß dieser Dienst Mariä überaus wohlgefälliger sey, als alle Wallfahrt, die Sie vielleicht nicht so gut verrichtet hätte? — Sieht Sie, mein Kind, ich gebe ihr gewiß einen guten Rath: mache Sie es so!

(Das Mädchen versprach es dem Pfarrer, küßte ihm für seine Belehrung dankbar die Hand, und gieng ganz getrost hinweg.)

VI.

Mit einem Pater Administrator über das Schweinsfett.

Der Pfarrer speiste in der Fastenwoche bei einem benachbarten Pater Administrator. Der Tisch war gut bedient,

in Wein, Brod, Zugemüsen, gesottenen und gebackenen Fischen; zum Nachtische schlesischen Ziegenkäs und schönes Obst. Man trug eben den Kaffee auf: sieh, da bückte sich ein altes Weibchen zur Thüre herein, und meldete sich um die Erlaubniß, diese heilige Fastenzeit von Schweinsfett zu gebrauchen? — Was da der geistliche Herr für ein Aufhebens und Fragens anfieng! „Habt ihr denn kein Rindschmalz? Seyd doch wohl mit schweinen Fett versehen? könntet eine Parthie davon verkaufen, und Rindschmalz dafür einschaffen? u. s. f.„ Zuletzt überließ er es ihrem Gewissen: wenn es aus wahrer Nothdurft geschehe, so gebe er Erlaubniß, anders nicht. Und wie er das Ding so ernsthaft dahermachte, und das arme Weibchen sich in ihrem Gewissen besinnte, ob sie itzt Erlaubniß habe, oder nicht! — „Gutes Mütterchen, sagte der Pfarrer, indem er ihr auf die Schulter klopfte, dürft euch kein Bedenken machen; ihr habt itzt Erlaubniß, daß ihr's in Gottes Namen essen könnt, ohne allen Skrupel!„ — Als ihm darauf der Herr Nachbar eine Schale Kaffee aufdringen wollte, bedankte er sich: „Wir haben gegessen, und getrunken im Uiberflusse,

sagte

sagte er, itzt nichts mehr! Da diese armen Leutchen, die so andächtig zu uns kommen, und um Erlaubniß von Schweinsfett bitten, die geben uns eine Lehre! — Und Sie, Herr Nachbar, können ihnen das Gewissen so schwer machen?„

Administrator. Wie so? wie so?

Pfarrer. Ich meine, wir haben heute beim Herrn Nachbar hübsch gespeiset: Karpfen, Hechten, Gründlinge, Hausen; und es war alles gut im Butter abgedämpft, und schön fett, nicht wahr? So will's Gott! kömmt diese heilige Fasten hindurch noch mancher Bissen auf unsern Tisch? Glauben Sie, daß die armen Leute draussen im Dorfe einen einzigen so guten Tag haben, als unser schlechtester? Und wenn sie ihre Brodbrocken in der Suppe, ihr Sauerkraut oder Mehlstrudel mit einem Löffel Schweinsfett abtriefen, glauben Sie, ihre Speisen seyen denn fetter, als die unsern?

(Der Pfarrer sah' ihm ins Auge, was er für einen Schluß daraus zöge.)

A. Distinguo, Herr Nachbar: zwischen unserm Fett, und dem Schweinsfett ist doch ein Unterschied in der h. Kirche.

P. Nicht wahr, daß das eine von der Kuh', und das andere vom Schweine

kömmt? Ich dächte aber, wir wären Christen, und keine Juden mehr?

A. Nicht so: das eine kömmt von der Milch, und das andere vom Fleische, muß man sagen!

P. Und die Milch, und das, was in der Milch ist, kömmt auch vom Fleische: also kömmt der Ram, und die Butter, welche in der Milch ist, auch vom Fleische? Der Unterschied besteht blos in dem, daß das eine Fett von der Kuh, das andere vom Schweine kömmt; das eine der Kuh abgemolken und ausgerührt, das andere aus dem Schweinsspeck ausgelassen; das erstere gesund, mild und schmackhaft, und das andere grob, und ungeschmackt ist: Fett aber ist es beides.

A. (indem er den Zeigefinger aufhob) Herr Nachbar!

P. Ich, für meine Person, halt' es schon mit Ihnen, daß es im Niedlichen christlicher fasten ist, als im Schlechtern. — Aber ich meine nur, wenn die armen Bauersleutchen so daher kommen, und aus Sorgfalt für ihr Hauswesen, oder aus Mangel und Dürftigkeit um Erlaubniß vom gröbern Schweinsfett bitten, da machte ich mir ein Gewissen daraus, daß ich niedlich und vollauf in der Faste lebte,

hin-

hingegen den armen, arbeitsamen Brüdern es wehrete, ihre rauhe Kost mit einem Löffel Fett von einem andern Namen zu mildern, damit sie ihn doch hinunterschlicken können. Die Bäurinn ist ohne das gern sparsam auf ihr bischen Fett, daß sie gewiß nicht zu tief hinein sticht, und wir also auch nicht zu besorgen haben, daß ihre Speisen fetter und milder werden, als die unsern.

VII.

Mit einer alten Jungfer über die Abstinenz vom Milchkaffee.

Eine alte Jungfer aus einem Herrschaftshause in Wien, war seit einiger Zeit auf das Dorf gezogen, um ihr bischen Pension da zu verzehren. Sie hatte sich in der Stadt, nebst andern Bedürfnissen, auch das Tabakschnupfen und den Kaffee angewöhnt. Als nun die heilige Faste eintraf, wollte sie dieser beiden Stücke, wechselweise über den andern Tag, entrathen. Sie hatte aber ihre Abstinenz kaum einige Tage fortgesetzt, fieng sie an

verdrüßlich zu werden. Sie sah niemand mehr freundlich an, klagte über Essen und Trinken; man konnte ihr nichts recht machen; sie zankte die Kinder beim Spiele aus; ihr armes Hündchen sogar durfte sie nicht um ihre vorige Freundlichkeit ankommen, und mit dem Schwanze wedeln, daß ihre Frömmigkeit es mit dem Fusse von sich stieß. Sie war unausstehlich! — Der Pfarrer kam eines Morgens zu ihr auf einen Besuch, er merkte bald die Veränderung, die in ihrem Humor vorgegangen war, und spürte die Ursache glücklich aus. Die Jungfer gestand ihm sogar, daß sie ein Gelübd gemacht habe. —

Pfarrer. Ein Gelübd?

Jungfer. Ja.

P. Daß Sie sich vom Tabak und Kaffee enthalten wolle?

J. Ja.

P. Wie viel Schalen hat sie denn vorher getrunken?

J. Eine.

P. Und wie hielt Sie es mit dem Tabakschnupfen?

J. Da schnupft' ich den Tag über, wenn mir der Kopf nicht heiter war.

P. Doch nicht gar zu oft?

J. Nein.

P. So machte Sie ja in beiden Stücken keine Ausschweifung?

J. Nein.

P. Sie befand sich vielmehr wohl dabei; ihr Kopf war heiter, und ihr Gemüth aufgeräumt?

J. Allezeit.

P. Bei solcher Gemüthsfassung, nicht wahr, fand Sie sich aufgelegt, mit sich und andern vergnügt zu seyn, und jedermann freundlich zu begegnen?

J. Ja.

P. Itzt aber verspürt Sie eine Veränderung in ihrem Humor?

J. Das ist wahr.

P. Gelt, das Sie allzu empfindlich ist, und Sie gleich alles verdrießt?

J. Ja.

P. Daher kömmt es, daß Sie den Hausleuten nicht mehr so freundlich begegnen kann, auf den Tumult der Kinder mürrisch wird; und, wie ich vorher bemerkt habe, ihr Hündchen verdrüßlich von sich stößt?

J. Ich bin oft über mich selbst verdrüßlich.

P. Diese Veränderung verspürt Sie seit den Tagen der Fasten her?

J. Ja, seither.

P. Also sieht Sie, daß ihre Abstinenz Sie nicht frömmer, sondern schlimmer gemacht hat?

J. Das ist wohl wahr. —

(Der Pfarrer nahm seine Dose heraus) Hier schnupfe die Jungfer zuerst Tabak; dann geh' Sie gleich, und mache sich ihr Schälchen Kaffee.

J. — Die Fasten und mein Gelübd?

P. Nur geschwind mit den Bohnen übers Feuer! Das Gelübd gilt nichts!

(Die Jungfer mußte unserm Pfarrer durchaus gehorsamen: Er blieb, bis der Kaffee fertig war, und sah, wie sich ihr Humor mit dem Dunste, der aus dem Töpfchen stieg, zusehends aufheiterte. — Sie wollte beim Einschenken einige Umstände wegen der Milch machen.)

P. Nur zugegossen, die gewöhnliche Portion; es möchte sonst dem Kaffee von seiner Wirkung was abgehen!

(Die Jungfer leerte ihr Schälchen aus: das verdrüßliche Wesen war verschwunden, und alle vorige Munterkeit wieder hergestellt. Sie fieng an, selbst herzlich über ihre eigene Thorheit zu lachen.)

P. So mache Sie es morgen, und so fort, wieder, und sey Sie versichert, daß ein aufgeräumt Gemüth, und ein freundlich' Gesicht, welches Sie einem Menschen giebt, Gott wohlgefälliger sey, als alles mürrische Fasten! **Wenn ihr fastet, sollet ihr nicht traurig werden, wie die Heuchler.** Matth 6. 16.*)

VIII.

Mit dem Bauern, Michel, über den päbstlichen Segen.

Ein Bauer, Michel genannt, hörte einige Tage so viel vom päbstlichen Segen reden: er kam also zum Pfarrer, um sich belehren zu lassen, was es eigentlich um diesen Segen wäre?

Pfar-

*) Der Pfarrer ist nichts weniger, als ein Probabilist: aber auch keiner von den Mückenfängern, die die Kameele hinunterschlücken. Man bemerke sein natürliches Räsonement, in Vergleichung des Schälchens Milchkaffee mit dem guten Humor. Es scheinet aber seine argumenti ratio noch weiter zu zielen.

Pfarrer. Nun, könnet ihr euch das nicht selber vorstellen?

Michel. Wie könnt' ich das?

P. Ihr habt doch so oft gesehen, wie wir den Segen geben?

M. Das schon.

P. Gelt, wir heben dann unsere Augen und Hände gen Himmel, zum Zeichen, daß wir den Segen von oben erlangen; hernach legen wir die Hände zusammen, zum Zeichen, daß wir darum bitten; dann machen wir das Kreuz, zum Zeichen, daß Gott sie segnen wolle, im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes?

M. Hab's mein Lebetag so oft gesehen, und hab noch nie so was dabei gedacht.

P. Weils halt lateinisch ist, habt ihr's nicht verstehen können?

M. Und unser einer ist schon so ein Tropf, daß er nicht nach den Sachen fraget; man sieht sie halt so mit den Augen an, als wenn der Geistliche das Kreuz über einen machte.

P. Ihr werdet aber doch denken, daß durch das Kreuz etwas Geistliches über euch komme?

M. Ja, so was Heiliges, daß man vom Teufel und seinem Unfug bewahret werde.

P. Ich merke, daß ihr euch bisher keine richtige Vorstellung vom Segen gemacht hab't. Schaut, segnen heißt Gutes wünschen, Gutes von Gott erbitten; der Priester segnet euch, wenn er Gott bittet, daß er euch seine Gnaden, und alles, was euch gut ist, bescheren wolle. Er segnet an Ostern eure Schünken und Eyer, das heißt: er bittet Gott, daß ihr diese seine Gaben mäßig, und mit fröhlichem Danke genieſſet, und daß er euch den Genuß der Fleischspeisen, die ihr wieder zu essen anfanget, zu eurer Sättigung und Gesundheit gedeihen lassen wolle.

M. So? das ist der Segen?

P. Ja: er ist ein Gebet, welches der Geistliche fürs Volk verrichtet.

M. Und mit dem päbstlichen Segen wär' es auch so?

P. Nicht anders: der Pabst erhebet ebenfalls seine Augen und seine Hände gen Himmel, und bittet Gott, für sich und das ganze Volk, daß er uns segnen wolle.

M. Ey, so könnte ja der heilige Vater für uns alle bitten, weil er itzt in Oesterreich ist?

P. O ja; und wenn er zu Rom ist, so bittet er zu Gott für die ganze Christenheit.

M. Warum muß man denn nach Wien hinein reisen, wenn man den Seegen kriegen will?

P. Wer saget das?

M. Habe so gehört, der Segen geh' nicht weiter, als bis an die Linie: wer inner der Linie ist, der kriegt ihn, ausser der Linie niemand.

P. Das werden die Wirthe drinnen ausgesprenget haben, damit die Leute brav hinein laufen, und ihr Geld drinnen verzehren?

M. Ist mir doch für gewiß gesagt worden?

P. Warum sollte sich denn der Pabst mit seinem Segen inner die Linie einschliessen: betet er denn nicht zu Gott?

M. Freilich.

P. Und ist der Gott nicht überall gegenwärtig?

M. Ja.

P. Also, wenn der Pabst drinnen betet, so ist Gott den nämlichen Augenblick bei uns?

M. Das ist gewiß.

P. So kann uns auch Gott in dem Augenblicke eben so gut segnen, als die Wiener?

M. Wenn aber der Pabst nicht für uns bittet?

P. Warum sollt' er das nicht? gehen wir ihn etwa nicht so gut an, als die Wiener?

M. Das schon.

P. Oder sollt' er befürchten, es möchte Gott zu viel werden, wenn er schon so viele tausend Wiener, und hernach noch uns da heraussen segnen sollte?

M. Das glaub' ich nicht.

P. Warum nicht?

M. Ja, ich denke halt, Gott besitze unendliche Schätze der Gnade!

P. So kann er uns schon auch davon mittheilen, ohne daß seine Schätze darum weniger werden?

M. Freilich.

P. Also, seht, brauchet auch der Pabst Gott dem Herrn in Ansehung unser nichts zu sparen.

M. (lachend) Freilich nicht.

P. Ob es aber Gott auch gerne sieht, daß der Pabst für so viele bitte?

M. Ich denke, für je mehrere, je besser.

P. Woher denket ihr das?

M. Hab' mir's letzt gemerkt, bei der Erklärung des Vater unsers, daß wir ein allgemeines Gebet verrichten sollen, damit alle, derer Vater Gott ist, Antheil daran haben.

P. Und Gott ist doch auch unser Vater da heraussen, so gut, als derer in der Stadt?

M. Das glaub' ich.

P. So wird sich der Pabst auch unser erinnern, und auch für uns bitten?

M. Freilich; und weil er itzt in Oesterreich ist, sollt' er auch ein eigenes 'Mento für uns machen.

P. Wenn also die Wiener sagen, sie kriegen den Segen nur allein, so müßten sie den Pabst für einen Herrn ansehen, der seine besondere Absicht auf sie hätte, weil er sich mit seinem Gebete nur auf sie einschränkete?

M. 's käm so heraus.

P. Glaubt das nicht! wir sind so gut Christen, als die Wiener, und also gehn wir den Pabst eben so gut an, als sie. Gelt, wir beten auch gar oft in unserer Kirche für den Pabst um Segen, und

für

für die ganze Christenheit: also wird er uns wohl auch aus seinem Segensgebete nicht ausschliessen?

M. 'Hab es aber doch in der That gehört: Mittags um zwölf Uhr werd' er Benediktion halten; dann wie er den Segen anhebt, werden die Soldaten abfeuern, und sofort alle Kanonen um die Stadt, damit die Leute niederknieen: so kriegen sie alle vollkommenen Ablaß.

P. Ihr werdet denn auch Lust haben, hinein zu gehen?

M. Möchte wohl gern: aber es kostete gleich wieder vier Zwanziger.

P. Und diese wollt ihr lieber behalten?

M. Je nu', unser einer muß halt doch für sein Haus sorgen!

P. Aber denket, wenn euer Herz mehr an vier Zwanziger hängt, als am päbstlichen Segen?

M. Je! wenn ich so denken wollt, so würd ich gar ein Betbruder, die das ganze Jahr auf allen Wallfahrten, Kirchweihen und Ablässen herumstreichen! Ich denke halt so: unser Herr Gott werde mirs auch nicht ungnädig nehmen, wenn ich daheim für meine Kinder, für mein Haus und Verrichtungen sorge. Der Herr Pfarrer hat ja das auch schon gepredigt.

P. Das freu't mich, daß ihr euch meine Lehren so merket; aber es würde mich doch verdriessen, wenn ihr dadurch zu Schaden kämet?

M. Wie so?

P. Nun, wenn ihr um den päbstlichen Segen und Ablaß kämet?

M. Alle können doch nicht hinein laufen; muß halt in Gottes Namen auch einer von denen seyn!

P. Aber es wär' euch doch lieber, wenn ihr hier mittheilhaft werden könntet?

M. Wie könnte das seyn?

P. Wir sagten vorher, daß der Segen ein Gebet zu Gott sey, damit er uns seine Gnade ertheile?

M. Ja.

P. Und was ist der Ablaß?

M. Daß Gott die zeitlichen Strafen der Sünden nachläßt.

P. Also beides, sowohl der Segen, als der Ablaß sind geistliche Güter, oder Gnaden, die uns Gott ertheilet?

M. Ja: und der Pabst bittet Gott darum.

P. Wie glaubet ihr nun, daß Gott diese Gaben austheile, weislich, oder unweislich, gerecht, oder ungerecht?

M. Das versteht sich, weislich und gerecht!

P. Also nicht so blindhin, daß er keine Acht habe, wem er giebt, wer mehr oder weniger empfange?

M. Da glaub' ich, sieht Gott schön darauf, wer frömmer und christlicher ist.

P. Glaubet ihr, daß diese mehr Gnaden von Gott erhalten?

M. Das glaub' ich.

P. Nun sagt mir, wo sind denn frömmere Christen, in der Stadt, oder auf dem Lande?

M. Ich meine auf dem Lande giebt es so gute fromme Christen; als in der Stadt.

P. Aber welche haben bei Gott den Vorzug?

M. Welche halt frömmer sind.

P. Sie mögen in der Stadt oder auf dem Lande seyn?

M. Freilich, was schaut der liebe Gott darauf; er sieht aufs fromme Herz!

P. Wenn nun ein Frommer aus Wien heraus reiset, wird er darum weniger fromm, wenn er aus der Stadtluft in die Landluft kömmt?

M. Ey beileibe! die Luftveränderung schadet seiner Frömmigkeit nichts.

P. Aber wenn einer vom Lande in die Stadt hinein reiset, so wird er frömmer, wenn er über die Linie geht?

M. (lachend) Was kann der Uibergang über die Linie zu seiner Frömmigkeit beitragen?

P. Doch: er wird inner der Linie mit dem göttlichen Segen, und Ablaß begnadiget, ausser der Linie nicht; also muß seine Frömmigkeit inner der Linie mehr bei Gott gelten, und vortreflicher seyn, als ausser der Linie?

M. Ja, das ist wegen dem Pabst, der itzt inner der Linie ist.

P. Also denket ihr, weil der Pabst inner der Linie ist, so mache das, daß die, welche zur Linie eingehen, frömmer werden?

M. Das nicht.

P. So können wir heraussen, ohnerachtet dessen, daß wir nicht beim Pabste in der Stadt sind, eben so fromm, und vielleicht einige frömmer seyn, als manche innerhalb der Linie?

M. Freilich.

P. Und in dem Augenblicke, da die Kanonen losbrennen, kann es heraussen gewiß so viele und gute Fromme geben, als in der Stadt: Gott ist denselben Augen-

genblick bei ihnen, kennet ihre Herzen und ihre Gottseligkeit; sieht, daß sie so gut sind, und einige vielleicht besser, als manche in der Stadt: doch ertheilt er jenen seine Gnaden, diesen aber nicht?

M. Die in der Stadt fallen den Augenblick nieder, und machen ihre Gedanken zum heiligen Segen?

P. So, ihr meinet, Gott sehe auf ein paar augenblickliche fromme Gedanken, und auf ein andächtiges Niederknieen, im Andenken des Pabstes, mehr, als auf die ganze Frömmigkeit; weil er sie, wegen solcher einzelner Werke, so reichlich mit Segen und Ablasse lohnet, daran er uns, bei all unserer Frömmigkeit, leer läßt? — Gesetzt, es reiseten einige hinein, sie kämen aber nicht weiter, als bis vor die Linie, da hörten sie die Kanonen, fielen nieder, und klopften auf ihre Brust; diese bekämen ja auch nichts, weil ihr Werk vor der Linie herauffen zum Segen nichts gälte, indem der Segen inner die Linie eingeschränket ist? Gesetzt, in dem Augenblicke, da drinnen der Segen vorgeht, wäret ihr beschäftigt, ein Kind, das ins Wasser gefallen wäre, heraus zu ziehen; euer Nachbar helfe eine Feuersbrunnst löschen; ich wäre bei einem Ster-

benden, ihm den letzten Zuspruch zu geben u. s. f. und wir wären alle dreye so fromm, als irgend einer in der Stadt beim Kniefalle, so würden uns unsere guten Werke, die nothwendiger, und gewiß eben so fromm sind, zum Segen und Ablaß nichts nützen, weil sie der Pabst auf ein ander Werk verliehen hätte? Gesetzt, viele tausend rechtschaffene Christen würden herzlich gern dem Pabste die Ehre erweisen, ihn zu sehen, und vor seinem Segen mit der tiefesten Ehrerbietigkeit niederzufallen; viele aber wären krank; viele Soldaten, die von ihren Regimentern nicht abkommen könnten; viele hunderte durch andere Pflichten gehindert; viele hundert müßten die Häuser hüten; manchen gienge blos das Geld ab, die Reise zu bestreiten, u. s. f. würden die Leute durch tausenderley Zufälle an der Reise gehindert, so müßt' man sagen, alle diese wären durch solche Zufälligkeiten, oder gar durch ihre obliegende Pflichten ausser Stand gesetzt, an der Gnade Antheil zu nehmen, obschon sie so fromm, und zum Theile frömmer wären, als die, denen die Gnade durch den päbstlichen Segen so reichlich zu theil wird?

M Das ist wohl wunderbar! drum hat der vorige Herr gesagt: Gott theile seine Gnaden frey aus, wem er will.

P Wem er will, das ist wahr; aber wir sagten eben, daß er sie nicht anders, als weislich und gerecht austheilen wolle, dabei auf Frömmigkeit und Christenthum sehe, und den frömmern mehr, den weniger frommen weniger ertheile?

M Aber der Pabst kann auch was machen?

P Was?

M. Daß bei dem einen die kleine Frömmigkeit mehr gilt, als beim andern die grosse.

P Ey, das wäre seltsam!

M Ja, hat er doch die Schlüssel empfangen?

P Was für Schlüssel?

M. Ha, zum Kirchenschatz.

P Was wäre das für ein Schatz?

M Wo alle die Verdienste Jesu Christi, und alle die reichlichen, überflüssigen Gebete, guten Werke, und Kasteyungen der seligsten Jungfrau, und aller Heiligen drinne liegen.

P Und dazu hätte der Pabst die Schlüssel?

M. Freilich.

P. Also könnte der Pabst darüber, wenn er wollte; könnte davon heraus nehmen, und einem, wenn ihm z. B. ein Jahr lang Fasten abgienge, von dem Fasten der Heiligen so viel zutheilen, als er brauchte, die Erlassung seiner Sünden zu erlangen?

M. Ja, so.

P. So käm 's heraus, was ihr gesagt habt, daß der Pabst machen könne, daß die kleine Frömmigkeit bei einem mehr gilt, als beim andern die grosse: denn der Pabst könnte einem von den fremden Gebeten, guten Werken und Kasteyungen so viel zutheilen, daß er gleich mehr gute Werke bei Gott aufzuzeigen hätte, als der frömmere von seinen eigenen?

M. Drum, das wollt ich sagen; unser einer kann sich halt nicht so erklären.*)

P. Also hätt' ich's getroffen, in dem, was ihr mit dem Kirchenschatz meinet?

M. Ganz.

P. Ich hätte aber geglaubt, die Gebete und Kasteyungen der Heiligen wären

*) Der Leser bemerke vor- und hinterwärts, welche kleine, kindische Begrifflein, bey einer Sokratischen Entwicklung, aus den Mönchs- und Schulhypothesen herauskommen?

ren bey Gott vorgemerkt, und also wäre der Schatz bey ihm aufgehoben?

M. Freilich.

P. Folglich hätt' ihn der Pabst nicht in seinen Händen, daß er so nach Belieben darüber könnte?

(Michel stutzte.)

P. Wenn es so wäre, wie ihr's euch sinnlich vorstellet, daß der Pabst einen Kasten daherunten in seinem Beschleuß hätte, wo der Kirchenschatz darinnen verwahrt wäre, und er hätte den Schlüssel dazu; ja, da gieng es leicht: so aber ist der Schatz im Himmel aufgehoben, in Handen Gottes?

M. Darum heißt es; Was du lösen wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gelöset seyn?

P. Also Gott im Himmel schließt den Kirchenschatz auf, und er theilt daraus mit?

M. Ja, wenn der Pabst herunten will.

P. Also bedeuten die Schlüssel herunten so viel, daß der Pabst die Gewalt habe, unserm Herr Gott oben die Anweisung zu geben, wenn er austheilen oder nicht austheilen solle; weil es heißt, was du unten lösest oder bindest, das wird im Himmel gelöset oder gebunden seyn?

M. Ja, das.

P. Ich dächte aber, unser Herr Gott wüßte selbst alles besser auszutheilen, als der Pabst?

M. (stutzend) Freilich.

P. Er kennete die Menschen, wie sie in ihrem Herzen und Gewissen beschaffen sind, besser?

M Ja.

P. Er wüßte, sowohl die Rechnung, wie es oben mit dem Schatz stünde, als wie er unten auszutheilen wäre, was ein jeder davon nöthig habe, wie ein jeder die Gnade anwende, was sie fruchte, wo sie zur Ehre oder Unehre Gottes gereiche; u. s. f. er kennete überhaupt alle Umstände, wann, wo, wie, wegen welchen guten Werken, wem, wie viel einem jeden von den Gnaden und Verdiensten Jesu Christi zu ertheilen wäre?

M Freilich, weil er alles weiß.

P Er könnte auch keinen Menschen vergessen, daß er etwa einen mit seiner Gnade verobsäumte?

M Nein.

P Und weil er unendlich gütiger ist, als irgend ein Mensch seyn kann, so hätten wir von seiner Austheilung auch viel reichlichere Gnaden zu erwarten, als irgend von der Austheilung eines Menschen?

M. Das ist all's wahr.

P. Warum doch der liebe Gott dem Pabste die Schlüssel übergeben hat, so, daß er in der Austheilung des geistlichen Schatzes vom päbstlichen Willen und Anweisung abhängen will?

M. Weil er die Stelle Christi in der Kirche vertritt.

P. Christus nimmt sich doch der Kirche auch noch an?

M. Unsichtbar, die Päbste aber regieren sichtbar.

P. Damit wollt ihr vielleicht sagen, daß der Pabst in sichtbaren Kirchensachen regiere, in Ausspendung der Sakramente, in Lehren, in Bestellung der Priester, Bischöffe und Lehrer, in Anordnung der Kirchenzucht, u. s. f. in Dingen, welche in der Kirche sichtbar sind?

M. Ja.

P. Das käme so heraus, wie bei'm Kaiser: gleichwie er die Stelle Gottes in Regierung seiner Reiche vertritt, also vertrette sie der Pabst in Regierung der Kirche? *)

M.

*) Es ist hier keineswegs die Absicht, den Pabst zum Monarchen der Kirche zu erklären, sondern

M. Ja.

P. Gleichwie aber Gott in der kaiserlichen Regierung die Sachen, die der Kaiser nicht einsehen, und nicht thun kann, leitet; sein und seiner Unterthanen Herzen regieret, den Herrn und das Land segnet, in glücklichen Unternehmungen, in Fruchtbarkeit, Gesundheit der Witterung, Abwendung der Landesplagen, Hunger, Krieg, Pest, u. s. f. Nicht wahr in allen diesen Dingen waltet die Regierung Gottes?

M. Ja.

P. Also wär' es auch in der kirchlichen Regierung: die Päbste und Vorsteher der Kirche besorgten das, was in ihrer Einsicht und Gewalt stünde, als z. B. die Regierung derjenigen Sachen, die den Sinnen, und dem Verstande sichtbar sind: hingegen in den Dingen, die über ihre Einsicht und Gewalt gehen, die blos geistlich und unsichtbar sind, als die Mittheilung der Gnaden, des göttlichen Beistandes und Hilfe, der innerlichen Heiligung, des

---

dern nur durch die Vergleichung, die sichtbare und unsichtbare Regierung vorstellig zu machen.

des Seligmachens und Verdammens ꝛc. da ließen sie den lieben Gott walten?

(Michel sinnte bey sich nach.)

P. Gelt in solchen Dingen könnte Gott alles besser einsehen?

M. Freilich.

P. Und also könnte er auch alles richtiger austheilen?

M. Richtig.

P. Er will doch auch, daß seine Gnaden so richtig, weislich und gut, als möglich, zu seiner göttlichen Absicht ausgetheilt werden sollen?

M. Ganz gewiß.

P. Steht aber das zu hoffen, wenn er die Austheilung Menschen überläßt, oder sich darinn nach menschlicher Einsicht richtet?

(Michel schwieg.)

P. Schau't Michel, um euch das klar zu machen, wollen wir miteinander einen kleinen Schatz zusammen rechnen. Ihr löset dies Jahr, aus Getraid, das ihr zu Markte führet, — wie viel?

M. (mit einem zurückhaltenden Lächeln) Da bleibt mir über den Hausverbrauch wenig Uiberschuß.

P. Nun, es kömmt bei unserer Rechnung eben auf nichts gewisses an: setzen wir z. B. einen Muth, pr. 25 Groschen, thut = = = = = = 37 fl. 30 kr.

M. Die Auslagen mit eingerechnet.

P. Zwey Muth Waizen,

zu 2 fl. = = = = = =	120 fl.	——
Erbsen = = = = =	24 fl.	——
Linsen = = = = =	10 fl.	——
Gersten = = = = =	30 fl.	——
Summa, ohne die andern kleinen Einnahmen =	221 fl.	30 kr.

Gesetzt, ihr habt itzt dieses baare Geld in eurem Säckel beisammen: wird es so darinnen bleiben?

M. Da hab' ich Steuer und Abgaben, Grundbücher u. s. f. zu bestreiten, Schmid, Wagner, Seiler u. s. f. zu bezahlen, der Magd den Lohn zu geben; hernach, was immer allerley ins Haus und auf den Leib anschaffen muß?

P. Also seh' ich schon, daß ihr den Schatz nach und nach wieder ausgeben werdet?

M. Da wird wenig übrig bleiben?

P. Das wird euch wohl bisweilen verdrüßlich ankommen, wenn euch so eins ums andere überläuft, und will bezahlet seyn,

und

und ihr seht, wie sich das Geldel wieder aufzehrt?

M. Natürlich! man bewirbt sich so sauer darum.

P. Ich will euch einen Rath geben, euch dieser Verdrüßlichkeiten zu entschlagen.

M. Wie?

P. Nehmet euern Säckel, und übergebt ihn euerm 'Tonchen, zu verwalten, so braucht ihr euch weiter um nichts zu besorgen.

M. 'Bedank' mich; was weis er, was ich für Ausgaben zu machen habe? 'Will schon die Sorge selber behalten, so bin ich richtig, wie mein Geld verwendet wird.

P. So denket ihr mit euerm kleinen Säckel?

M. Ja, so.

P. Ob wohl unser Herr Gott in Ansehung des Kirchenschatzes auch so denken wird? Nicht wahr, der soll auch aller unter die Christen ausgegeben werden?

M. Freilich, zu dem ist er.

P. Da kennet nun unser Herr Gott alle Christen; er weis, wie fromm ein jeder ist, was dieser und jener Gutes gethan, was ein jeder um seine Gnade ver-

die-

dienet, und wie er sie anwenden wird; und sieht überhaupt vollkommen ein, wie der Kirchenschatz am richtigsten unter die Christen zu vertheilen ist.

M. Ganz gewiß, er sieht in alle Gewissen, in alle Seelen, und in alle Herzen hinein.

P. Damit nun der Schatz richtig ausgetheilet werde, so übergiebt er ihn dem Pabste. Der verleiht nacheinander Ablässe daraus: giebt denen, die im Türkenkrieg ziehen, die nach Rom reisen, die da und dorthin wallfahrten gehen; Er giebt diesen und jenen Geistlichen einen Brief, für sich und hundert andere, welche er darauf schreiben will; dort legt er einen Ablaß auf einen Altar, auf einen Kirchtag, auf ein Kreuz, welches man an den Weg stecket, auf einen Kuß, den man einem Bildlein giebt, auf ein paar fromme Worte, die man ausspricht, auf seine Benediktion, wenn er einem auf dem Wege begegnet, auf seinem Pantoffel, wenn man ihn küsset, u. s. f. theilet er den Kirchenschatz nacheinander auf solche zufällige Dinge und Gelegenheiten aus. — Was meinet ihr, Michel, werden itzt alle bekommen, die's um Gott am beßten verdienet hätten, und denen

Er

Er geben würde, wenn er selber austheilete?

M. (nachsinnend) Das ist schwer!

P. Gelt, weil alles nur so gelegenheitlich ist, kann es gerade geschehen, daß viele hundert und tausend Fromme nicht in die Gelegenheiten kommen? Wer wird z. B. nacher Rom reisen, Ablaß zu holen, als solche Landstreicher, denen an ihrer Wirthschaft daheim wenig gelegen ist?

M. Die gar keine Wirthschaft haben.

P. Drinnen in Wien habens die Leute auch ganz bequem: da giebt es eine Menge ablassirter Altäre, eine Menge Kirchen und Klöster, wo alle Tage das Jahr hindurch wenigstens ein Fest, oder Ablaß fällt, daß die Leute nur hingehen, und gewinnen können?

M. Das ist wahr.

P. Aber bei uns da heraussen, wie wir halt in andern Dingen arme Leute sind, so geht es uns auch in geistlichen Sachen. Wenn wir Ablaß gewinnen wollen, müssen wir bald am Porziunkula auf fünf Stund Weges in die Kapuzinerkirche, oder bald da und dorthin, eine zwo und drey Stunden weit, auf ein Fest, in eine Kirche oder Kapelle wallfahrten?

M. Da laufen uns oftmals die Leute so stark weg, daß wir fast keine Seele in der Kirche haben.

P. Ja, unsere Leute wollen halt auch was aus dem Kirchenschatz empfangen, und wir in unserer Pfarrkirche haben wenig auszutheilen.

M. Woher kömmt denn das?

P. Ich glaube, unsere alten Pfarrer haben sich wenig darum beworben, und nicht nacher Rom geschrieben; entweder weil sie das Ding nicht wußten anzustellen, oder weil sie sich vor dem Zulaufe des Volkes scheueten, oder weil sie nicht gern so viel beichthörten, oder weil sie dachten, es seyen ohne das in der Nachbarschaft Abläße genug, so können sie sich zuweilen, wenn die Pfarrkinder stark weglaufen, eine Predigt ersparen, und da und dorthin zu einem Schmause kommen.

M. So, und da sollten wir darunter leiden?

P. So ist es halt schon mit den Abläßen, daß es auf allerhand Zufälle ankömmt, und daß die Menschen eben keinen gleichen Austheiler damit treffen können: der eine Pabst giebt gerne mehr, der andere weniger; einige waren gar so freygebig, und zogen dadurch so viel Geld

aus

aus den Ländern, daß es ihnen im Kirchenrathe mußte verbothen werden, sie sollten künftig sparsamer mit den Ablässen seyn.

M. Ey!

P. Wißt ihr, Michel, daß wir in unserer Kirche doch auch einen Ablaß haben?

M. Ich weis keinen.

P. Am Kreuzaltare, wo der Brief in der Rahme aufgemacht ist?

M. Habe mich schon ein paarmal erkundigen wollen, warum man doch den Brief statt eines Bildes aufstellete?

P. Ja, das ist ein vornehmer Brief: da steht drauf, daß der Pabst diesem Altar die Vergünstigung verleihe, daß alle Tage, wenn Messe darauf für eine gewisse Seele gelesen wird, dieselbe könne erlöset werden.

M. Alle Tage eine arme Seele?

P. Ja.

M. Aber man muß am Kreuzaltare Messe für sie lesen?

P. Ja.

M. Am Nevomucenus und Josephus Altar gilt die Messe nicht so viel?

P. Sie gilt schon so viel; aber sie hat die Vergünstigung vom Pabste nicht.

M. So käm' es auf den Platz an, wo die Messe gelesen würde, daß sie wirksamer wäre?

P. Es kömmt auch noch auf andere Umstände an.

M. Auf was für eine?

P. Gesetzt, ihr wolltet für euern verstorbenen Vater eine Messe da lesen lassen, so käm' es darauf an, ob ihr Geld hättet, sie zu bezahlen?

M. Freilich.

P. Es sind viele aus unserer Dorfgemeinde, die verstorbene Freunde haben: gesetzt nun, alle diese arme Seelen sollten erlöset werden, so käm' es darauf an, ob ihre lebenden Freunde auch den Einfall oder guten Willen haben, an diesem Altare für sie Messe lesen zu lassen?

M. Auch das.

P. Gesetzt, weiter, es wären aus unserer Gemeinde fünfzig arme Seelen im Fegfeuer, darunter wäre die, für welche die Messe aufgeopfert wird, gerade die unwürdigste; eine andere arme Seele aber, an die am wenigsten gedacht wird, die würdigste, welcher aus beiden soll der Ablaß zu theil werden? Soll es Gott auf unsern Austheiler ankommen lassen?

M. Freilich, da müßt' er gleich die unwürdigste Seele herausnehmen, und die braveste arme Seele hübsch im Fegfeuer sitzen lassen, bis sie alles abgebüßt hätte.

P. Seht, so geht es, wenn Menschen in Gottes Schatz greifen, und seine Gnaden austheilen wollen; weil sie Menschen sind, und es nicht anders einzuleiten wissen, so richten sie sich nach allerhand zufälligen Umständen?

M. Wir arme Tropfen können's schon nicht anders machen; was uns halt so einfällt, und wir meinen, es sey gut, das thun wir.

P. Aber Gott, der Allwissende und Allgegenwärtige sieht schon alles ein; er braucht sich an keinen Ort, an kein Geld, an keine Person oder Zeit, keine einzelne Handlung, und überhaupt an keine menschliche Umstände zu binden; er durchschaut selbst die Seelen, die Gewissen und Herzen der Lebendigen und Abgestorbenen, und theilt seine Gnaden unter sie aus, wie er jeden zum Empfang beschaffen findet: Er weiß die rechte Gelegenheit auszutheilen?

M. Das ist die Wahrheit.

P. Sagt, Michel, hieltet ihr es also nicht für besser, wenn sich der Pabst bei unserm Herrgott für die Ablaßertheilung bedankte, und sich entschuldigte: „es wäre besser, wenn der liebe Gott seinen Gnadenschatz selber austheilte, weil er alles besser verstünde, wie es auszutheilen wäre? Nicht wahr, das wäre doch besser, wenn der Pabst und wir alle Gott bäten, er wolle seinen Segen und seine Gnaden nur reichlich austheilen, ihm aber überliessen, wann, wem, wie und wo er austheilen wollte?„

M Ich meine, da kann der Pabst nichts ändern, weil es bisher alleweil so gewesen ist.

P. Es ist nur die letztern Jahrhunderte her so: vor Zeiten war es anders.

M So?

P. Ja: und weil der Pabst das vorige hat ändern können, so dächte ich, könnte er das gegenwärtige auch ändern?

M Freilich: aber wann war denn das, wo es mit den Ablässen eine andere Beschaffenheit hatte?

P. Gleich, von den ersten Zeiten des Christenthums her, durch mehrere Jahrhunderte.

M. Wie hielt man's dort?

P. Ihr wisset, wenn vor einigen Jahren eine Jungfer zu früh kam?

M. Ich weiß es.

P. So büssete man sie in der Kirche; stellte sie etwa mit einem Strohkranz, und mit einer schwarzen Kerze vor die Thüre, oder so was dergleichen, und das hieß eine Kirchenbuß. So pflegte man es in der alten Kirchen, mit den Ehebrechern, Blutschändern, Mördern, mit denen, die vom Glauben abfielen, und den Götzen opferten, und andern solchen Todsündern. Sie mußten in schmutziger Kleidung, mit Heulen und Weinen, und andern Zeichen ihrer Busse und Reue über ihre Missethaten, vor der Kirche heraussen stehen. Das dauerte aber bey ihnen nicht nur ein und andern Tag, sondern Jahre lang. Wenn sie sich nun recht bußfertig erzeigten, und solchergestalt ihr böses Beispiel, welches sie gegeben hatten, wieder gut machten; so ließ man ihnen, auf Fürbitte solcher heiligen Leute, die wegen des Glaubens damals viele Verfolgung, Elend und Marter ausgestanden, und die man Glaubensbekenner hieß, oder bey gewissen Feyerlichkeiten und hohen Festtagen auf Fürbitte der Kirchengemein,

ihre Kirchenbusse nach; entweder ganz, und das war damals ein vollkommener Ablaß; oder man schenkte ihnen eine gewisse Zeit, z. B. ein Jahr, oder so viel, mehr oder weniger Tage, und das war ein unvollkommener Ablaß, von so viel bestimmten Tagen.

M. So war's in der alten Kirche?

P. Ja, das hieß dann den Büssern die Verdienste der Märtyrer, d. i. der Bekenner, und die Fürbitte der Heiligen, d. i. der lebenden Christen jener Kirchengemeinde, zuwenden, und ihnen den Frieden geben, oder die Kirchenbusse nachlassen.

M. Also bestand damals der Ablaß blos in Nachlassung der Kirchenbusse?

P. Ja.

M. Da wär's freilich anders, als bei uns; denn itzt läßt der Pabst die Strafen in der andern Welt nach.

P. Gelt, das ist eine ziemliche Abänderung: von den Strafen auf dieser Welt, in die Strafen der andern Welt?

M. Weil halt der Pabst die Schlüssel empfangen hat, so kann er's schon machen, wie er will.

(Da der Pfarrer sah, daß sich Michel so fest an die päbstlichen Schlüssel hielt, ließ er ihn, und sagte nur:)

Je nu', er wird doch nicht alle Schlüssel haben? Gott hat sich gewiß auch einen vorbehalten, damit, wenn etwa der Pabst auf einige vergässe, er diese Vergessenheit ersetzen, und doch auch für sich aus dem Kirchenschatz was austheilen könnte?

M. Das schon.

P. So können wir da heraussen auch was hoffen, obschon uns der Pabst in seinen Segen nicht einschliesset?

M. 'Habe schon so was bei mir dacht: ich wolle an Ostern, wann der päbstliche Segen ist, vor dem Tabernakel knieen, und Jesum Christum anbeten: steht doch im Katechismus, daß er der unsichtbare Pabst ist.

P. Also hoffet ihr, er werde euch so gut segnen können, als der sichtbare?

M. Wohl besser.

P Da habt ihr recht: und ich werde dann an Ostern das Hochwürdige aus dem Tabernakel nehmen, euch damit segnen, und sprechen: Der Segen Gottes des allmächtigen Vaters, des Sohnes, und des heil. Geistes komme über euch herab, und verbleibe bei euch allzeit.

M. Das will der Herr Pfarrer beten?

P. Ja.

M. O, da glaube ich, wird wohl der Segen kräftiger seyn, als der Segen des Pabstes!

P. Warum glaubet ihr das?

M. Weil ihn Jesus Christus selber giebt; der ist doch mehr, als der Pabst.

P. Gelt, der Pabst giebt doch auch seinen Segen im Namen Jesu Christi?

M. Freilich; von sich selber kann er keinen geben.

P. Also hätte der päbstliche Segen seine ganze Kraft von Christo?

M. Ja.

P. Und unser Segen hätte auch die Kraft von Christo?

M. Ja.

P. Was hat aber unser Segen für einen Vorzug vor dem päbstlichen?

M. Daß der Pabst nur im Namen Jesu Christi, hier aber Christus selber in der Hand des Priesters seinen Segen giebt.

P. Also wäre unser Segen wohl würdiger, und überaus vortreflicher, als der Segen des Pabstes?

M. Ganz gewiß, weil da Christus, und dort nur der Pabst ist.

P. Gesetzt nun, ihr fallet bei unserm Segen mit grosser Innbrunst, im Glauben an die Gegenwart Christi nieder,

betet an, und vertrauet, daß er euch segne; und gesetzt ihr seyd eben so fromm, und vielleicht der Gnaden Gottes würdiger, als mancher in Wien, wird euch Gott nicht eben so viele Gnaden ertheilen, oder mehr, als der Pabst den Wienern?

M. Daran zweiff' ich nimmermehr.

P. Wenn ihr nun bei unserm Segen eben das erhalten könnet, oder noch mehr, wenn unser Segen würdiger ist, als der päbstliche; und wenn ihn Christus selber giebt, jenen aber giebt nur der Pabst: so hättet ihr keine Ursache nacher Wien zu reisen?

M. O ja! itzt gehn mir die Augen auf; verzeih' mirs Gott! hätte bald aus dem päbstlichen Segen mehr gemacht, als aus dem Segen Jesu Christi!

P. Glaubet sicherlich, es wird genug solche geben. Die Leute werden so stark nacher Wien laufen, und der Platz wird so voll werden, daß sie einander fast erdrücken; alles um den päbstlichen Segen zu erhalten! Meinet ihr, daß jemals um den Segen mit dem Hochwürdigen ein solch Gedränge, als drinnen in der Stadt um den päbstlichen Segen seyn wird?

M. Das stell' ich mir vor.

P.

P. Zeiget aber das nicht an, daß alle diese aus dem päbstl. Segen mehr machen, als aus dem Segen Jesu Christi; daß sie kein vernünftiges Bewußtseyn, von dem, was sie glauben, haben; sondern, daß sie sich durch sinnliche Eindrücke und Neuheiten hinreissen lassen, als solche, die noch keine Christen im Geiste und in der Wahrheit sind. *)

IX.

Mit einem Bauern, Görge, vom päbstlichen Fußkusse.

Ein Bauer, Görge mit Namen, kam von Wien, und erzählte dem Pfarrer viel Prächtiges vom heiligsten Vater: „Er trage eine dreifache Krone auf dem Haupte; und die vornehmsten Herren und Damen in Wien, knieen vor ihm nieder, und küssen ihm die Füsse, wie man Jesum Christum beim heiligen Grabe küsse.„ —

Pfarrer. Was meinet ihr, Görge, warum man dem Pabst solche Ehre erweise?

Gör-

*) Das lezte Wort gilt für eine Anmerkung. —

Görge. J! weil er der heiligste Vater ist, und seine Person gar heilig seyn muß!

P. Er ist doch auch Mensch, wie wir?

G. Er ist aber dabei der lebendige Statthalter Jesu Christi auf Erden!

P. Ihr wollet also sagen: der Pabst lasse sich den Fuß nicht als Mensch küssen, sondern als Statthalter Gottes?

G. Ja, das.

P. Und daß er mithin diese Ehre nicht für sich nehme, als wenn sie ihm geschähe: sondern er nehme sie so an, als wenn sie Jesu Christo geschähe?

G. So ist's.

P. Seht, Görge, so ist das Niederknieen und Fußküssen eine Ehre, die man Jesu Christo erweiset?

G. Ja.

P. Also würde der Pabst, wenn er den Fußkuß nicht angehen liesse, die Ehre Jesu Christi verhindern?

G. Sicherlich.

P. Ihr wißt doch, daß der heil. Petrus auch Pabst war?

G. Freilich, der erste.

P. So besaß er das nämliche Amt als Statthalter Christi?

G. Ja.

P.

P. Und dabei hatte er den Vorzug vor seinen Nachfolgern, daß er der erste Pabst, auch ein Apostel Jesu Christi, und ein grosser Heiliger war?

G. Darinn kann sich gewiß keiner von seinen Nachfolgern mit ihm vergleichen.

P. Nun, höret Görge, dieser heilige Petrus litt' es nicht, daß man vor ihm niederfiele, noch viel weniger ihm den Fuß küssete. Als er einmal zum heidnischen Hauptmann, Cornelius, kam, wollte dieser ihm zu Füssen fallen, und ihn verehren. Petrus aber duldete es nicht; er hob ihn alsogleich auf, und sprach: **Steh auf, Corneli, ich bin auch ein Mensch!** *)

G. Ey, das ist schön!

P. Gelt, daß gefällt euch? der Pabst Petrus ließ sich nicht einmal von einem Heiden die Ehre anthun: er hielt sich für einen Menschen seines gleichen: „Ich bin auch ein Mensch, sagte er, wie du; es schicket sich nicht, daß du mir solche Ehre erweiseſt.„

G. Vielleicht wollt' ihn der Heide gar anbeten?

P.

*) Apostelgeschichte Kap. 10. Vers 25. 26. — Das ganze Kapitel ist sehr schön zu lesen.

P. Ey beileibe! das war ein gottesfürchtiger Heide, der den einigen Gott anbetete; der wußte wohl, daß man Menschen nicht anbeten darf.

G. So?

P. Ja: er wollte nur vor Petrus niederfallen, weil er wußte, daß ihm Gott diesen Mann geschickt habe, um ihm als einem heiligen Gesandten Gottes die Ehre zu erweisen.

G. So wollt' es ja Cornelius auch Gott zu Ehren thun?

P. Nicht anders.

G. Und doch wollt' es der heilige Petrus nicht gestatten?

P. Nein. — Nun, Görge, was dünket euch, hätte Petrus nicht die Ehre Gottes verhindert?

(Der Bauer stutzte.)

P. Gelt, Petrus war doch auch Statthalter Christi, so gut, als die heutigen Päbste?

G. Ich meine, man könnte sagen, noch besser.

P. Doch war er nicht Christus selber?

G. Freilich nicht.

P. Mithin wußte er, daß ihm auch die Ehre nicht gebührete, die Christo gebühret? — Seht, Görge, darum nahm

er

er die Ehre nicht an, sondern demüthigte sich vielmehr vor dem Cornelius; betrachtete, daß er ein Mensch sey, wie er, und ein unwürdiger Diener Jesu Christi.

G. Das war eine schöne Demuth.

P. Ahmen ihm die Päbste hierin nach?

G. Ey nein!

P. Warum sagt ihr das?

G. J! weil sie vor sich niederfallen, und sich den Fuß küssen lassen.

P. Also ist das ein Zeichen, daß sie sich anders betrachten, als der heilige Petrus?

G. Freilich.

P. Wie denn?

G. Sie betrachten sich als Statthalter Jesu Christi.

P Und schicket sich denn das Fußküssen für einen solchen Statthalter?

G. Ich meine wohl; küßte ja die Sünderinn Magdalena Jesu auch die Füsse?

P So, meinet ihr, könnens die Damen in Wien dem Pabste auch thun?

G. Freilich, damit sie Ablaß bekommen: sie sind doch auch gar eitel und reich, wie man sagt, daß Magdalena gewesen sey.

P Küßte denn Magdalena dem Pabste die Füsse?

G.

G. Nein; Jesu Christo.

P. Und wer war Jesus Christus?

G. Unser göttlicher Heiland.

P. Weil nun Magdalena wußte, daß Jesus der göttliche Heiland sey, konnte sie sich ihm schon zu Füssen werfen?

G. Ja.

P. Und Jesus konnte diese Ehre von ihr annehmen?

G. Ja.

P. Folget daraus, daß sie der Pabst auch annehmen kann?

G. Ich denke, weil er Christum vorstellet.

P. Gebühret dem, der einen vorstellet, auch die Ehre, als demjenigen, den er vorstellet: z. B. der Kaiser schicket euch einen Kommissarius heraus, so gebühret ihm doch nicht so viel Ehre, als wenn er der Kaiser selber wäre?

G. Aber man biegt vor dem Kaiser auch die Kniee: so kann man vor dem heiligen Vater wohl gar niederfallen, und ihm die Füsse küssen?

P. Schaut, Görge, was ihr für Einfälle habt, daß ihr gar den Pabst mit den weltlichen Herren vergleichen, und über den Kaiser hinaussetzen wollet?

G. Warum nicht? der Pabst ist Statthalter Jesu Christi?

P. Und der Kaiser ist Statthalter Gottes auf Erden: er vertritt die Gewalt und die Herrlichkeit Gottes in Regierung grosser weltlicher Reiche.

G. So hätt' er auch seine Gewalt und Herrlichkeit von Gott, wie der Pabst?

P. Das schreibt der Apostel: **Alle Gewalt, sagt er, ist von Gott, und es ist keine Gewalt, ausser von Gott: darum soll eine jegliche Seele der oberkeitlichen Gewalt unterthänig seyn.**

G. Das hab' ich auch schon in der Predigt gehört.

P. Die Geistlichen, nicht wahr, haben doch auch Seelen?

G. Sicher.

P. Also, weil jede Seele der Obrigkeit unterthänig seyn soll: so sollen die Geistlichen der Obrigkeit auch unterthänig seyn? — Gelt, da Christus auf Erden lebte, war er der weltlichen Herrschaft auch unterthan; er lehrte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; er reichte selbst Steuer und Abgaben; er ehrte den kaiserlichen Landpfleger Pilatus, und gestand ihm beim öffentlichen Gerich-

te,

te, daß seine Gewalt von oben, d. i. von Gott komme?

G. Ja, das steht im heil. Passion.

P. So folgten ebenfalls die Apostel dem Beispiele ihres göttlichen Lehrmeisters, und wiesen alle Christenseelen zur Ehre, zum Gehorsam und Unterthänigkeit gegen die weltlichen Obrigkeiten an, gleichwie sie sich selbst ihr untergeben erzeigten.

G. Das ist alles wahr.

P. Nun ist der Kaiser die höchste weltliche Herrschaft?

G. Freilich.

P. Also ist man ihm auch die höchste weltliche Ehre und Unterwerfung schuldig?

G. Ja.

P. Also kann man vor dem Kaiser schon das Knie biegen, denn das ist ein weltliches Zeichen der Ehre und Unterwerfung gegen seine Macht und Herrlichkeit?

G. Sicher.

P. Aber bei den geistlichen Herren lehret uns Christus was anders.

G. Was?

P. Daß sie nicht so herrschen durch Gewalt, Pracht, Rang, und solche äusserliche Herrlichkeiten, wie die weltlichen Herren; sondern sie sollen in grosser De-

muth seyn. Einmal stellte er ein Kind unter sie: „Ihr sollet werden, sagte er, wie ein solches Kind, das von Rang und Ehrsucht nichts weis, sondern jedermann Gehorsam und Ehre geben muß. Wer aus euch der Grössere ist, soll werden, wie der Kleinere: und wer der Herr ist, soll gleich dem Diener seyn.„ Noch bei dem letzten Abendmahl empfahl er ihnen diese Lehre durch ein gar schönes Beispiel!

G. Was für eines?

P. Das: Jesus band sich ein Schürztuch um, bückte sich zu den Füssen seiner Jünger, wusch sie ihnen, und lehrte sie: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, daß ihr thut, wie ich auch gethan habe. So ich nun als euer Meister und Herr euch die Füsse gewaschen habe, so sollet ihr euch auch unter einander die Füsse waschen.„ Was war das anders, als daß die Jünger sich wegen ihres geistlichen Amtes nicht erheben; keinen Rang, Ehre und Pracht suchen, sondern nach Demuth und Unterwerfung trachten, und sich als gleiche Mitbrüder, und Diener Jesu Christi unter einander betrachten sollen?

G. Allerdings; das Beispiel Christi giebt das klar zu verstehen.]

P. Gelt? darinn richtete sich der heil. Petrus, und die übrigen Apostel schön nach Jesu Lehre? Petrus sprach zu Cornelius: Steh auf, ich bin auch ein Mensch!

G. Ja, wie sie mir erzählt haben.

P. Aber sein Nachfolger, der Pabst, macht es itzt ganz anders?

G. Ja, er läßt vor sich niederknieen, und sich den Fuß küssen.

P. Steht das dem Beispiel Jesu und seiner Lehre so an?

G. Ja, der heilige Vater, habe ich gehört, ist auch ein grosser weltlicher Herr, und besitzt grosse Länder?

P. Also, glaubt ihr, könne er sich die Ehre als weltlicher Herr erweisen lassen, die ihm, als Geistlicher, nicht ansteht?

G. Ja, das?

P. Ist er etwa ein grösserer weltlicher Herr, als unser Kaiser, und besitzt er grössere Länder?

G. Das nicht.

P. Also ist unser Kaiser ein grösserer weltlicher Herr?

G. Ja.

P. Also gebührt ihm auch eine grössere weltliche Ehre?

G. Diesemnach.

P. Der Kaiser läßt sich aber doch den Fuß nicht küssen, sondern die Hand?

G. Ja, das thut er am Neujahr, wie ich gehört habe.

P. Gelt? wie ein Vater seinen Kindern die Hand zu küssen giebt, so thut es der Kaiser seinen Unterthanen; zum Zeichen, daß er ein Vater seiner Unterthanen seyn wolle, und sie seine Kinder seyn sollen?

G. Das ist auch freundlich und demüthig vom Kaiser!

P. Wenn er sich aber den Fuß küssen ließ, würde das eben so ein demüthiges Zeichen seyn?

G. Ich glaube, das wäre vielmehr ein Zeichen, das wir seine niedrigsten Unterthanen seyen, und alle unter seinen Füssen liegen.

P. So was wird unser Kaiser wohl nie verlangen?

G. Das glaub' ich 'mein Leben nicht!

P. Aber die Päbste können das wohl verlangen zur Ehre ihrer Statthalterey?

G. 'Weiß nicht; wenns der heil. Petrus, und die Apostel nicht einmal verlangt haben.

P. Nein, das, versichere euch, verlangten sie nie; bei ihnen war es der

Brauch

Brauch, daß sie sich zum Zeichen der christlichen Liebe ins Angesicht küssen liessen.

G. So! Wie gieng denn das zu, daß wir bei ihren Nachfolgern vom Angesichte so weit herab kamen?

P. Ganz natürlich: Die ersten Christen waren sehr fromm, und voller Verehrung gegen ihre Bischöffe; das machte, daß man ihnen nach und nach immer mehr Ehrerbietigkeit erwies. Sie fiengen allmälich auch an, sich mehr Ansehen zu geben; desto mehr wuchs der Christen ihre Ehrfurcht. Man getraute sich nicht mehr sie ins Angesicht zu küssen, sondern neigte sich auf ihre Brust. Die Bischöffe wurden immer prächtiger; und man kam von der Brust auf die Hände herab. Als aber ihr Ansehen noch mehr stieg, und mit äusserlicher prächtiger Kleidung, und grosser geistlicher und weltlicher Gewalt verknüpft ward, bückte man sich vor ihnen bis auf die Kniee. Und endlich, da sie gar eine dreyfache Krone aufs Haupt setzten, und Herren von der ganzen Welt, von Meere zu Meere, vom Aufgang bis zum Niedergang seyn wollten, erniedrigte man sich bis auf ihren Pantoffel herab, um den Staub vom ihm wegzuküssen. — Tiefer könnte man doch nicht kommen?

G. Freilich, das wäre nicht möglich! man müßte denn seinen Kopf gar in die Erde hineindrücken.

P. So blieb es also dabei; und ist noch so, bis auf unsere Zeiten.

G. Ob man aber nicht Hoffnung haben könnte, so nach und nach wieder den Rückweg zu nehmen?

P. Itzt ist noch kein Anschein dazu; wie ihr mir erzählt habt, daß die grossen Herren und Damen in Wien die Sache noch so eifrig in Uibung erhalten.

G Ja, habe gar gehört, die Frauen haben den heiligsten Vater dazu genöthet. Er hat sich nicht gern wollen den Fuß küssen lassen; hat sich auch nicht dazu gesetzt, sondern ist gestanden, demüthig wie ein Ecce homo. Ich glaube, daß er sich der Ehre geschämet hat, die sich nicht einmal die heiligen Apostel anthun lassen. Aber ich habs vom Pater Simplicius gehört, daß man sich aus Demuth, wenn man dazu genöthet wird, viel Ehre könne erweisen lassen.

P. Und die Damen haben ihn dazu genöthiget, sagt ihr?

G. Ja. —

(Der Pfarrer schüttelte den Kopf, und lächelte.)

G.

G. 'Habe mich auch darüber gewundert, weil die Frauenzimmer sonst so eitel sind.

(Der Pfarrer, der ein bischen Psychologie versteht, rieth auf seine Ursachen, sagte aber zu Görgen nur das:) Ihr wißt, daß die Weiber die vorwitzigsten Geschöpfe sind?

G. Das ist wahr.

P. Und es ist eine Eigenschaft des Vorwitzes, alles zu probiren, was neu ist?

G. Sicher.

P. Das Fußküssen aber war für die Wienerfrauen was Neues?

G. Daran ist kein Zweifel, weil nicht so bald ein Pabst in Wien gewesen ist.

P. Alles Neue wird aber mit der Zeit alt?

G. Ja.

P. Und dann höret der Vorwitz auf?

G. Gewiß.

P. Meinet ihr also nicht, wenn der Pabst einige Zeitlang in Wien blieb, sie würden nach und nach aufhören, ihm den Fuß zu küssen?

G. O ja! ich glaube wohl gar, sie prätendirten in ein paar Jahren, daß er ihnen die Hand küssen sollte.

X.

Mit einem Herrn Nachbar: Ein Fragment über Matth. XVI. V. 18. 19.

— — — — — so lassen wirs dabei: aber untersuchen wir doch, in welchem Verstande?

Nachbar. Wenn es beliebt.

Pfarrer. Er heißt der Felsen, darauf Christus seine Kirche erbauet?

N. Ja.

P. Also wird die Kirche einem Gebäude verglichen, das auf dem Felsen steht?

N. Deutlich.

P. Die Kirche ist die Gesellschaft, oder die Gemeinde der Gläubigen?

N. Ja.

P. Folglich bestünde das Kirchengebäude aus Personen, die durch den Glauben zu einer Gemeinde verbunden werden?

N. Richtig.

P. Stellen wir uns das so vor: man führet ein Gebäude von Steinen auf, setzet sie über- und neben einander, und damit sie fest zusammen halten, verbindet man sie mit Kütte?

N.

A. Gut, so wären wir Christen die Steine, und das Kütt wäre der wahre Glauben, der uns miteinander verbindet.

P. Ehe man aber zu bauen anfängt, legt man das Fundament?

A. Ja.

P. Dieses Fundament besteht aus den ersten Steinen, die man in den Grund legt?

A. Ja.

P. Und wenn man ein grosses festes Gebäude aufführen will, so legt man recht wichtige Steine in den Grund?

A. Richtig, ganze Felsen.

P. Da nun Christus das grosse Kirchengebäude aufführen wollte, so mußt' er auch ein solches Fundament legen?

A. Allerdings.

P. Dieses Fundament waren die ersten Steine, die Christus zu seinem Gebäude legte?

A. Ja.

P. Und das Gebäude, sagten wir vorher, wäre aus gläubigen Personen zusammen gesetzt?

A. Ja.

P. So müßte man unter den Steinen, die dazu in' Grund gelegt werden, auch Gläubige verstehen?

A.

N. Sicher.

P. Das wären die ersten Gläubigen, auf welche der Bau aufgeführt würde?

N. Ja, wie das Fundament die ersten Steine sind.

P. Diese ersten Gläubigen waren die Apostel und Jünger des Herrn, nicht wahr?

N. Ja.

P. Sie hat Christus zu erst zu seiner Religion gebildet, und sie bestimmet, dieselbe auszubreiten, damit sein grosses Gebäude, die Kirchengemeinde, aufgeführet werde?

N. Es ist so.

P. Somit können sie mit Wahrheit das Fundament der Kirche genennet werden? So nennet sie auch der Apostel an die Epheser II. V. 20. „Ihr (ephesische Christen) seyd erbauet auf das Fundament der Apostel, — — da Jesus Christus selbst der oberste Eckstein ist. 21. Darauf der ganze Bau in einander gefüget, zu einem heiligen Tempel des Herrn erwächst. 22. Darauf auch ihr erbauet werdet, zu einer Behausung Gottes in dem heil. Geiste. „— Sehen Sie, Herr Nachbar, wie genau der Apostel, mit der Entwickelung des Gleichnisses, die wir bisher

her gemacht haben, übereinstimmet? Er vergleichet die Kirche einem Tempel, oder Behausung Gottes; zu diesem Gebäude ist Christus selber der oberste Fundamental-Eckstein; an ihm sind die andern Grundsteine, die Apostel, nacheinander angefüget; und über diese Grundsteine sind die andern Christen erbauet?

M. Alles gut.

P. Nun verstehen wir unter dem Grundstein, der zunächst an Christum angefüget ist, den heil. Petrus?

M. Sicher.

P. So ist das Wort, Fels, womit Petrus benennet wird, klar, und heißt das: Du, Petrus, bist mein vortreflicher Apostel; dich will ich brauchen, mein Evangelium zu verkünden, und also den Grund zu meinen Kirchengebäude zu legen. Darum heissest du mit Recht, Petrus, ein Felsen, weil du ein starker, fester Grundstein meiner Kirche seyn wirst.

M. Die Auslegung wäre passend, wenn Christus nicht allein zu Petro spräche.

P. Es waren ja die andern Apostel auch dabei, als Christus sprach?

M. Ja, sie waren beisammen.

P. Also hörten sie alle das Gespräch mit an?

M.

A. Das wohl.

P. Und gesetzt nun, der Inhalt gienge sie gleichfalls an, so sprach Christus auch mit ihnen?

A. Ja, dann.

P. Nun wurde zu Petrus gesagt: ich will dich zum Apostel brauchen, meine Kirche zu gründen?

A. Nach der gegebenen Auslegung.

P. Die übrigen Apostel aber sollten alle zu eben dem Amte gebraucht werden?

A. Ja.

P. So folgt, daß der Innhalt der Rede sie eben so wohl angieng?

A. Warum ist aber doch die Rede allein an Petrum gerichtet?

P. Das lehren die Umstände im Evangelium. Jesus setzet an alle anwesende Jünger die Frage: Wer, sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sey? Darauf antwortete Petrus: Du bist Christus, ein Sohn des lebendigen Gottes. Was glauben Sie nun? stimmeten die anwesenden Mitapostel seiner Antwort bei, oder nicht?

A. Ganz gewiß.

P. So galt die Antwort auch für sie, und sie legten durch Petri Mund das Bekenntniß mit ab?

M. Gut.

P. Da aber Petrus statt aller das Wort führet, so wendet sich Christus an ihn; lobet und bestättiget sein Bekenntniß; nimmt ein Wortspiel von seinem Namen her, und heißt ihn einen Felsen seiner Kirche, d. i. er solle als ein grosser Apostel sie gründen helfen. — Gieng das nicht alle an, in deren Namen Petrus das Wort führte? Nicht wahr, sie stimmeten Petro alle bei, waren auch alle erwählet, Apostel zu seyn? so gieng sie das Lob und die Verheissung Christi gleichfalls alle an? —

(Der Herr Nachbar dachte bei sich nach.)

P. Nun hören Sie, was Christus im folgenden Texte sagt:

M. Gut.

P. Er spricht: Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben?

M. Ja.

P. Itzt ist die Frage, ob diese Worte mit den vorhergehenden im Zusammenhange stehen, und sich auch auf die Kirche beziehen?

M. Daran ist kein Zweifel.

P. Nicht wahr, das Himmelreich bezeichnet gewöhnlich im Evangelium das

geist-

geistliche Reich, wo Christus über die Gläubigen auf Erden herrschet.

M. Ja, und dies ist die Kirche.

P. Es ist auch das zu merken, daß Jesus hier im Mittelexte das Himmelreich nennet: hingegen in dem folgenden den **Himmel**, ohne Anhange des **Reichs**; und dort setzet er den Himmel der Erde entgegen?

M. Richtig; es heißt: was du binden oder lösen wirst **auf Erden**, das wird auch **im Himmel** gelöset oder gebunden seyn.

P. Daraus sehen wir, daß sich das Thun und Walten Petri auf Erden einschränke; weil es lautet: was du lösen wirst **auf Erden**, was du binden wirst **auf Erden**.

M. Es lautet aber auch: das soll im Himmel gelöset und gebunden seyn?

P. Aber nicht, daß Petrus dort lösen und binden soll: sonst müßt' es heissen, was du im Himmel und auf Erden binden oder lösen wirst?

M. Schon gut: was folgern Sie daraus?

P. Das: da Petrus die Schlüssel zu walten bekömmt, so gehen sie das Himmelreich auf Erden an, nemlich die Kirche?

M.

A. Da bin ich vollkommen eins, sowohl aus dem vorhergehenden, als aus dem folgenden Texte.

P. Nun empfängt also Petrus die Kirchenschlüssel?

A. Richtig.

P. Unter diesen Worten werden wohl keine gemeinen Schlüssel bezeichnet? es ist wiederum nur ein Gleichniß, das von den Schlüsseln hergenommen wird?

A. Allerdings.

P. Nun sagen Sie mir, was ist ein Schlüssel in unserer Hand, zu was für einem Gebrauche haben wir Schlüssel?

A. Zum auf- und zuschliessen.

P. Zur Zeit, da Christus dem Petrus die Schlüssel übergab, waren die französischen Schlösser noch nicht erfunden: also werden wir schon simple Schlüssel darunter verstehen müssen, die zum Aufschliessen dienen: so, wie wir unsere gemeinen Schlüssel gebrauchen, das Thor, eine Thüre, eine Truhe u. s. f. aufzuschliessen?

A. Gut.

P. Mithin, das Wort Schlüssel, in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, haben wir einen Werkzeug zum aufschliessen?

A. Ja.

P. Nun übergiebt Christus Petro die Schlüssel zu seiner Kirche?

M. Ja.

P. Und vorher stellet er die Kirche unter dem Bilde eines Gebäudes dar?

M. Richtig.

P. Itzt nehmen wir an diesem Gebäude ein paar grosse Pforten an, durch welche der Eingang in die Kirche ist: diese sind anfangs verschlossen; da stehen vor der einen Pforte die Juden, vor der andern die Heiden, und warten, bis man ihnen aufsperret?

M. Das ist ganz artig.

P. Petrus nimmt seine anvertrauten Schlüssel, machet zuerst den Juden auf; hernach geht er auf die andere Seite, und läßt auch die Heiden in die Kirche herein. — Sehen Sie, Herr Nachbar, so finden wirs in der Geschichte der Apostel K. II. „Nach der Ankunft des heil. Geistes predigte Petrus zu erst zu Jerusalem, und brachte dadurch bei drey tausend Seelen zum Glauben an Christum, und zur heil. Taufe.„ Was hieß das anders, als den Juden die Pforte in die Kirche aufschliessen? Auf der andern Seite hatte Petrus dieselbe Ehre auch

bei

bei den Heiden. „Dort (erzählet das zehnte Kapitel der Apostelgeschichte) nahm er einen heidnischen Hauptmann Cornelius, mit seinem ganzen Hause und Anverwandschaft in die Kirche auf.„ Dies waren wiederum die ersten Heiden, denen Petrus die Pforte aufschloß.

M. Ha, ha, ha, den Petrus mit seinen Schlüsseln zum Kirchendiener machen, der die Thore aufschliesset!

P. Nur mit dem Unterschiede, daß es der Meßner im physischen Verstande ist, und Petrus im geistlichen; Kirchendiener sind sie beide.

M. Da hätte ich ganz was herrlichers erwartet.

P. Ich weis es, nach der weltlichen Vergleichung, da man einem Fürsten die Schlüssel zur Stadt übergiebt, und dadurch seine Herrschaft bezeichnet.

M. Dieser Sinn wäre doch ehrwürdiger?

P. Christus wußte in seinem geistlichen Reiche von solch' irrdischem Gepränge, und göldenen Schlüsseln, die man auf silbernen Platten darreichet, nichts. Sein Reich war nicht von dieser Weltart; Rang, Herrlichkeit, Gewalt waren daraus ver-

bannet. *) Sehen Sie, Herr Nachbar, den Zusammenhang: Jesus wollte Petrum wegen seines abgelegten Bekenntnisses belohnen. —

U. Eben recht.

P. Dieses Bekenntniß war ganz geistlich: Du bist Christus der Weltheiland, ein Sohn des lebendigen Gottes: — dafür sollte weltliche Ehre, Rang, Macht und Herrlichkeit die Belohnung seyn! Sehen Sie, welche irrdisch gesinnte Prätension? War es denn nicht gemässer, den Petrus zur Ehre zu bestimmen, diese Wahrheit bekannt zu machen, und viele Seelen zum Glauben an Jesum zu gewinnen? Nicht wahr, eine solche Belohnung mußte für ein solches Bekenntniß, und die Wünsche eines Apostels, wie Petrus war, weit angemessener seyn? Oder glauben Sie nicht, daß Jesum zum Seelenheile zu verkünden, für den Petrus eine überschwinglichere Belohnung war, als alles Herrschen und Gewalt haben, nach

*) S. Mark. X. 35. — 46. Matth. XX. 20. — 29. Luk. XXII. 24. — 30. — „Ich bin nicht gekommen mir dienen zu lassen, sondern zu dienen: und so sollt' ihr's, meine Jünger, auch machen. „

nach welchem irrdisch gesinnte Geistliche so gerne trachten? —

(Der Herr Nachbar —)

P. Wenn wirs recht geistlich nehmen, nicht wahr, so war das keine geringe Ehre für Petrus?

N. In solchem Anbetracht.

P. Und darinn hatte Petrus den Vorzug, daß er der erste war, der den Juden und Heiden die Kirche aufschloß?

N. Ja.

P. Aber die anderen Apostel und Jünger hatten an dieser Ehre doch auch ihren Antheil? Petrus machte zwar den Anfang: sie aber folgten gleichfalls dem Auftrage, mit welchem sie Jesus in die Welt sandte, und eröffneten durch ihre eifrigen Predigten auf allen Seiten die Kirchenthore?

N. Das ist wahr.

P. Also gieng sie die Schlüsselgewalt gleichfalls an: gleichwie sie alle durch Petri Mund bekennet hatten, so geschah auch die Uibergabe der Schlüssel an den Petrus in aller Namen. Nach der Auferstehung sagte Jesus allen ohne Ausnahme: „Gleichwie mich der Vater gesendet hat, also sende ich euch. Gehet in die ganze Welt, und prediget das Evangelium.„

M. Wenn Sie so fortfahren, ist es um das Kirchenregiment gethan.

P. Nur Geduld, der Glauben an Christum, die Erbauung seiner geistlichen Gemeinde, die Belehrung und das Seelenheil, ist das erste in der Kirche: das Regieren kömmt hinten nach.

M. So?

P. Natürlich; bevor man regieret, müssen die Untergebenen da seyn?

M. Das wohl.

P. Darum redet Jesus zuerst von der Gründung und Erbauung der Kirche; hernach von der Einlassung der Völker in dieselbe; und dann — — — — —*)

XI.

Der Pfarrer mit dem Bauern, Johann, von der Duldung.

Johann meinte, es wäre nur Eigensinn und Bosheit von den Irrgläubigen, daß sie bei ihren Irrlehren verharreten.

Ich

*) So bald sich die verlegten Stücke des Gespräches finden, wird man sie in einem der folgenden Bändchen nachtragen.

Ich habe das, sagte er, einmal in der Predigt gehört, wo es der Pater schön bewiesen hat; und seither verabscheu' ich diese Ketzer. — Damit nun der Pfarrer diesen Abscheu wieder aus seinem Herzen räumte, und ihm dafür christliches Mitleiden gegen die Irrenden einflößte, führte er folgendes Gespräch mit Johann.

Pfarrer. Ihr wißt doch, Johann, daß es ganze Länder giebt, wo die Leute einen andern Glauben haben?

Johann. Ja, in Sachsen und Preussen ists gleich so.

P. Auch weiters, in Dänemark, Schweden, Holland, England und mehr andern Ländern ist theils der lutherische, theils der kalvinische Glauben?

J. Das hab' ich schon auch gehört.

P. Rußland ist auch ein sehr grosses Land?

J. Da sind die Altgläubigen.

P. Und in der Türkey unten?

J. Dort glaubt man gar türkisch.

P. Hernach weiter hinein in die beiden grossen Weltheile Asia und Afrika, da ist noch alles von Heiden bewohnt.

J. Das ist entsetzlich!

P. Nun die Menschen, die in solchen Ländern gebohren werden, werden insge-

mein so, wie der Glauben im Lande ist, Heiden, Türken, Altgläubige, Kalviner, Lutheraner, u. s. f. und so bleiben sie ihr lebenlang, und sterben auch so.

J. Das ist ein Unglück!

P. Gelt, da können wir Gott nicht genug danken, daß er uns in unserm Lande hat lassen auf die Welt kommen?

J. Ja Gott Lob! in unsern lieben Oesterreich ist alles katholisch, wir mögen im Lande auf- oder abreisen.

P. So giebt es aber noch mehrere katholische Länder?

J. Ja, noch viele.

P. Und da ist es auch wiederum so, wie wir vorher von den andern Ländern gesagt haben, daß die Leute, die dort gebohren werden, zu den andern Glauben kommen, also in katholischen Ländern zum katholischen? — Nicht wahr, Johann, so sind auch wir zu unserm katholischen Glauben gekommen, weil unser liebes Vaterland katholisch ist?

J. Ja.

P. Gesetzt aber, Gott hätte uns in Sachsen auf die Welt kommen lassen, zu welchem Glauben wären wir dann vermuthlich gekommen?

J. Zum Lutherschen.

P.

P. Wenn wir auch lutherische Eltern gehabt hätten, wollet ihr sagen; denn das Land macht es allein nicht aus?

J. Freilich, wir sehen das an den Judenfamilien, die da und dort im Lande sind, ihre Kinder werden halt auch wiederum jüdisch, weil ihre Eltern Juden sind.

P. Wie kömmt aber das? wird uns denn der Glauben von unsern Eltern aus angebohren, weil wir sehen, daß die Kinder überall so werden, wie ihre Eltern?

J. Das nicht.

P. Gelt, wenn ihr mir ein Kind zur heil. Taufe ansagt, so sprecht ihr gemeiniglich, Gott habe euch einen Heiden geschickt, ich soll euch ihn zum Christen machen?

J. Das ist wahr.

P. Also, seht, bringen eure Kinder den Glauben nicht mit auf die Welt, sondern sie werden erst in der heil. Taufe dazu angenommen? Hernach, wenn sie heranwachsen, und etwas reden lernen, so lehret ihr sie allmählig das Kreuz machen, das Vater unser und Ave Maria beten; und wenn ihr glaubet, sie seyen dazu fähig, so saget ihr ihnen auch etwas von der katholischen Lehre, schicket sie in die Schule, wo sie unsern Katechismus lernen, und in die Kirche zur Predigt und Christenlehre, daß sie un-

terrichtet werden; — So, nicht wahr Johann, kommen unsere Kinder zum katholischen Glauben?

J. Es ist nicht anders.

P. Was meinet ihr, ob die Lutheraner, Kalviner und andere nicht auch auf solche Art zu ihrem Glauben kommen?

J. Ich glaube wohl.

P. Gelt, dort schicket man die Kinder in ihre Kirche zur Taufe, und ihre Eltern, Schulmeister und Pastoren unterrichten sie auf ihren Glauben, wie wir unsere Kinder auf unsern Glauben unterrichten?

J. Ja.

P. Wären sie katholisch, wie wir, so würden sie ihre Kinder gewiß auch auf katholisch lehren, und erziehen?

J. Ganz gewiß.

P. Nun aber, weil sie eines andern Glaubens sind, so lehren und erziehen sie ihre Kinder lutherisch, oder kalvinisch, wie sie sind?

J. Ja.

P. Können die armen Kinder was dafür, daß sie solche Eltern haben, und daß man sie so erzieht?

J. Nein.

P. So hätten die Kinder in Sachsen keine Schuld, daß sie lutherisch würden?

J.

J. Ich meine, eben so wenig, als sie es hindern können, daß man sie so lehret.

P. Ey, seht Johann, sie sollten diese Lehrer nicht anhören, nicht in die lutherische Schule und Kirche gehen, wie es ihre Eltern wollen?

J. Da würden sie sauber ankommen; ihre Eltern würden sie mit Strafen dazu anhalten.

P. Nicht wahr, so machet ihr's auch mit euern Kindern? — So sollten, dächte ich, die Kinder in Sachsen wenigstens den lutherischen Lehren ihrer Eltern und Schulmeister nicht glauben?

J. Ja, was verstehen die Kinder davon? Sie meinen gleichwohl ihre Eltern lehren sie die Wahrheit.

P. Gelt, das ist bey uns eben so: lasset einen Vater oder Mutter ihrem Kinde was erzählen, und wenn es nur ein Geistermärchen wäre; gebet acht, das Kind wird es gleich glauben, und sich fürchten.

J. Allerdings, die Kinder sind gar leichtgläubig.

P. Das ist natürlich: die Kinder sind an sich unwissend; sie erfahren aber täglich, daß ihre Eltern gescheide Leute sind, von denen sie viel lernen können: so denken sie, gleichwie ihre Eltern geschickt seyen,

sie in andern Sachen zu belehren, also sey es im Glauben auch.

J. Ja.

P. Sie wissen auch, daß ihre Eltern sie lieben, so können sie das Zutrauen haben, daß die lieben Eltern sie die Wahrheit lehren werden: nicht wahr, das ist wenigstens bei unsern Kindern so?

J. Ja.

P. Und ist das recht, daß unsere Kinder das Zutrauen zu uns haben, und den Lehren, die wir ihnen geben, glauben?

J. Freilich ist das recht.

P. Hoffet ihr auch, daß Gott ein Wohlgefallen an solchen Kindern habe, die von ihren katholischen Eltern die Lehren so gläubig annehmen?

J. Daran ist kein Zweifel; Gott hat den Kindern Achtung gegen die Lehren ihrer Eltern geboten.

P. Itzt gebet Acht; die lutherischen Kinder wissen doch auch, daß ihre Eltern, der Schulmeister, der Pastor, gescheide Leute sind, von denen sie was lernen können?

J. Ich meine eben so gut, als die unsern.

P. Ihr könnt euch auch vorstellen, daß ihre Eltern eben die natürliche Liebe zu ihren Kindern haben? sie erziehen sie, nähren, kleiden und versorgen sie, und erwei-

sen

sen ihnen in andern Stücken gerdiß sobiel gutes, als wir: ist das nicht ein klares Zeichen, daß sie ihre Kinder lieben?

J. Gewiß.

P. Wenn sie aber ihre Kinder lieben, so wünschen sie gewiß auch, daß sie zur wahren, seligmachenden Religion gelangen?

J. Wie sollten sie was anders wünschen können, wenn sie ihre Kinder lieben?

P. Warum lehren sie denn ihre Kinder die lutherische Religion? Gelt, Johann, wir glauben doch, daß die katholische die wahre sey, welche selig macht: so sollten sie ihre Kinder diese Religion lehren, wenn sie's gut mit ihnen meinten?

J. Schon gut: aber ich denke halt, sie glauben, ihre Religion sey die wahre.

P. So meinet ihr, wenn sie erkennten, daß die lutherische Religion falsch wäre, sie würden sie ihren Kindern nicht lehren?

J. Das meine ich.

P. Und wenn sie wüßten, daß die katholische die wahre wäre, so würden sie diese Religion vorziehen, und glauben?

J. Gewiß, welcher Mensch würde das nicht glauben wollen, was er doch für wahr erkennte: und würde hingegen das glauben, was er doch wüßte, daß es falsch ist.

P. Meinet ihr, das wäre nicht mög-

lich

lich? — Seht da, wir erkennen, daß diese Wand weiß ist, könnten wir nicht glauben, sie wäre schwarz? Und seht, da ist es gelb, könnten wir nicht glauben, es wäre blau?

J. (lachend) So lange wir gut sehen, nicht; wohl aber, wenn es Nacht oder dunkel wäre.

P. Also meinet ihr, es könnte blos aus Irrthum geschehen, wenn man wegen Dunkelheit nicht recht erkennte, was es wäre?

J. Ja.

P. Und mit dem Glauben, denket ihr, verhielt es sich eben so? wenn die Lutheraner erkennten, daß unsere Lehre wahr, und die ihrige falsch wäre, so würden sie an unsere Lehre glauben, und nicht an die ihrige?

J. Das denke ich.

P. Es geschähe denn blos aus Irrthum, daß sie ihre Lehre glaubten, und nicht die unsre, weil sie nämlich die Wahrheit nicht recht erkennen?

J. Freilich aus Irrthum.

P. Ihr wißt, Johann, wenn man sich irret, so saget man: ich bitte um Vergebung, es ist nicht mit Fleiß geschehen, sondern ich habe mich geirret?

J. Ja, so pflegt man sich zu entschuldigen.

P.

P. Nun habt ihr vorher gesagt, daß die Lutheraner sich irren?

J. Ja, weil sie die Wahrheit nicht recht erkennen.

P. Also, seht, müßt ihr sie auch entschuldigen, und nicht sagen, sie hangen aus Bosheit einer falschen Lehre an, sondern weil sie sich irren?

J. Freilich, auf solche Art.

P. Es käme also blos vom Irrthume her, daß die lutherischen Eltern ihre Kinder in der falschen Lehre unterrichteten.

J. Ja, weil sie glauben, ihre Lehre sey wahr.

P. Und die lutherischen Kinder nehmen die Lehre an, weil sie auch glauben, ihre Eltern lehren sie die Wahrheit?

J. Ja.

P. Und das glauben sie mit guten unschuldigem Herzen, weil sie ihre Eltern für gescheide und gute Leute ansehen, die sie die Wahrheit lehren können und wollen?

J. Das erfodert die kindliche Ehrerbietigkeit von ihnen, daß sie ihre Eltern so achten.

P. Ihr habt auch vorher gesagt, daß Gott selber ein Wohlgefallen an solchen Kindern habe, die auf die Lehre ihrer

El-

Eltern und Lehrmeister aufmerksam sind, und dieselben gläubig annehmen?

J. Das glaub' ich auch.

P. So müßt ihr auch glauben, daß Gott an den lutherischen Kindern, wenn sie das nämliche thun, was ihm an unsern Kindern wohlgefällt, eben dasselbe Wohlgefallen habe; sie sind ja auch unschuldige gute Kinder, sie verstehen es nicht besser, und wollen halt auf die Lehre ihrer Eltern aufmerken, damit sie eine gute Religion von ihnen lernen, und gottgefällige Menschen werden?

J. Ich könnte nicht anders denken.

P. Folglich kämen sie ganz unschuldig zum lutherischen Glauben; nicht wahr, Johann, das wäre ausgemacht; und so lange sie Kinder sind, könnten sie ganz unschuldig dabei bleiben?

J. Ich meine, das hätte nicht den mindesten Anstand. —

P. Wenn sie aber erwachsen und vernünftiger werden, so sollten sie hernach doch ihren Irrglauben ablegen?

J. Ja, wenn sie, wie ihre Eltern, nicht erkennen, daß es Irrglauben ist?

P. Sie könnten aber untersuchen, hernach würden sie schon vielleicht finden, daß ihr Glauben falsch wäre?

J.

J. Freilich, wenn sie vernünftig sind, so könnten sie das thun.

P. Habt ihr euern katholischen Glauben auch schon untersucht; oder habt ihr solche Katholische gekannt, die, wenn sie zur Vernunft kamen, ihren Glauben untersucht haben?

J. Niemanden.

P. Es wird euch halt noch niemals ein Zweifel wider unsern Glauben eingefallen seyn, daß ihr gedacht hättet, dieses oder jenes möchte falsch seyn?

J. Bewahre Gott, das wäre ja Versuchung des Teufels!

P. Also habt ihr bisher gedacht, daß ihr gewiß den wahren Glauben habt?

J. Ja, weil ich den katholischen Glauben habe.

P. Weil ihr denn ganz sicher seyd, daß der katholische Glauben der wahre ist, so wäre es überflüssig, ihn zu untersuchen; denn was ihr wisset, das ihr schon habet, das braucht ihr nicht mehr zu suchen?

J. Ich glaube so gewiß, daß der katholische Glauben der wahre ist, daß ich darauf lebe und sterbe.

P. Also werdet ihr es auch für unrecht halten, an euerm Glauben zu zweifeln,

feln, und zu untersuchen, ob er nicht etwa falsch wäre?

J. Freilich, ein Christ soll nicht nachgrübeln; das könnte nur dazu dienen, ihn zu beunruhigen, daß er auf Zweifel und Irrung käme. Wenn mir so was einfällt, daß dieses oder jenes schwer zu begreifen ist, so denke ich gleich: das muß ich glauben, weil es Gott geoffenbaret hat.

P. Ob aber die Lutheraner nicht auch so denken, ihre Lehre sey die wahre, die Gott geoffenbaret hat? Meinet ihr das nicht, daß sie so denken?

J. Aus Irrthum mögen sie es thun, aber wahr kann ihre Lehre nicht seyn.

P. Recht, Johann! Aber gebt acht! Wir haben vorher gesagt, daß sie ihre Religion eben so lernen, wie wir die unsere; ihre Eltern, Schulmeister und Pastoren unterrichten sie im Glauben, wie uns unsere Schulmeister, Eltern und Pfarrer unterrichten; sie nehmen die Lehren eben so von ihren Leuten an, wie wir die unsern von unsern Leuten annehmen; ihre Lehrer sagen ihnen, sie haben die wahre Lehre, und unsere Lehrer sagen uns, unsere sey die wahre; und, nicht wahr, wir glauben unsern Lehrern, und sie glauben ihren Lehrern auch?

P.

J. Ja, darin meine ich, wären wir einander gleich, was das Erlernen der Glaubenslehre angeht.

P. Wir also glauben anfangs unserm Unterrichte, weil wir so sind belehrt worden; und sie glauben ihrem Unterrichte auch so?

J. Freilich, wenn man uns falsch belehrt hätte, wie sie, so würden wir auch falsch glauben.

P. Wir aber denken fest, wir haben von unsern Lehrern den rechten Unterricht empfangen; und sie denken auch so, sie haben von ihren Lehrern den rechten Unterricht empfangen; denn man hat ihnen auch gesagt, daß Gott ihre Lehren in der heil. Bibel geoffenbart habe?

J. Daran zweifle ich nicht.

P. Nun wir, weil wir glauben, daß unsere Lehre die wahre sey, so zweifeln wir nicht daran: also sie auch, weil sie glauben, ihre Religion sey von Gott geoffenbaret, so zweifeln sie nicht an derselben; denn sie glauben auch, daß Gott die ewige Wahrheit ist, die nicht lügen, weder trügen kann?

J. Also wären wir hierin einander wieder gleich.

P. Da wir an unsern Glauben nicht zweifeln, so untersuchen wir ihn hernach weiter nicht, sondern bleiben fest bei dem-

selben: also sie auch, weil sie an ihrer Lehre, die sie für göttliche Offenbarung halten, nicht zweifeln, so untersuchen sie selbe eben so wenig, als wir, sondern bleiben ruhig bei ihrer Religion, wie wir bey der unsrigen?

J. Itzt begreif' ich's.

P. Nicht wahr, Johann, wenn wir an unserer Religion zweifelten, so würden wir sie untersuchen, und wenn wir bei der Untersuchung fänden, (welches freilich, bewahre Gott! nicht seyn kann) daß dieses oder jenes in unserer Religion falsch wäre, so wie alles wahr ist, so würden wir diese Irrthümer ablegen, und uns zur Wahrheit bekehren?

J. Freilich, wer könnte an Irrthümer glauben, wenn er fände, daß es Irrthümer wären.

P. Also würden die Lutheraner sich auch bekehren, wenn sie ihre Religion untersuchten, und fänden, daß sie falsch wäre?

J. Eben so gut, wie wir.

P. Wir sehen aber, daß sich ganze Länder von Lutheranern nicht bekehren?

J. Freilich, weil sie lutherisch bleiben.

P. Also ist es ein Zeichen, daß sie ihre Religion nicht untersuchen, und also auch

nicht

nicht finden, daß sie falsch ist: so bleiben sie bei ihrem Lutherthum ruhig und zufrieden, wir wir's an Sachsen, Preußen, und vielen andern Ländern bis auf diesen Tag erfahren.

J. Ich seh' es klar, daß ich mich bisher geirrt habe: ich habe immer geglaubt, sie verharren nur aus Bosheit dabei.

P. Nun aber seh't ihr, nicht wahr, daß sie auf eben die Art dabei bleiben, wie wir bei unserer Religion; und also auf eine unschuldige Art; denn sie können nichts dafür, daß sie von solchen Eltern gebohren, erzogen und belehret worden sind, und daß man ihnen den Glauben beigebracht hat, den sie für sichere Offenbarung Gottes halten, wie wir unsern.

J. Ja, das seh' ich.

P. Da ihr nun erkennet, daß sie eben so unschuldig zu ihrer Religion gekommen, und daß sie auch auf eben die Art dabei bleiben, als wie ihr bei der eurigen, verdienen sie denn, daß ihr deswegen eine Abneigung gegen sie traget, und sie, wie ihr gesagt habt, verabscheuet?

J. O, nein!

P. Gelt, ihr erkennet, wenn ihr in ihren Umständen wäret, so wäret ihr viel-

mehr zu bedauern, daß ihr durch eure Geburt und Erziehung so unschuldig zum Irrthum gekommen, und die wahre, seligmachende Religion nicht erkennt habt?

J. Gott vergebe mir meinen bisherigen Abscheu; künftig will ich vielmehr Mitleiden mit ihnen haben, und Gott täglich bitten, daß er sie erleuchte. —

P. Damit ihr recht in diesem guten Vorsatze bestärket werdet, so wollen wir, wenn es euch gefällt, weiter nachforschen.

J. Von Herzen gern.

P. Wir sagten, daß die Lutheraner ruhig bei ihrer Religion seyen, weil sie im Wahn stehen, sie sey wahr?

J. Ja.

P. Gesetzt nun dieser Wahn würde ihnen benommen, und sie fiengen an zu zweifeln, so würden sie unruhig werden.

J. Ganz gewiß.

P. Was sollten sie nun thun, um sich aus ihrer Unruhe zu helfen?

J. Ich denke, sie sollten zu einem katholischen geistlichen Herrn gehen, der würde ihnen den Zweifel schon auflösen: so hat unser Herr Dechant erst auch zwey lutherische Soldaten bekehrt.

P. Ihr würdet denn auch zum Herrn Dechanten gehen, wenn ihr einen Zweifel hättet?

J.

J. O nein: ich bliebe gleich hier?

P. Also würdet ihr zu mir kommen?

J. Ja, sie haben so eine Art, einen mit Fragen darauf zu führen, daß man es leicht fasset, und ganz klar und ruhig wird.

P. Gesetzt aber, es wäre ein Pastor hier, der eine eben so gute Art, oder vielleicht noch eine bessere hätte, so würdet ihr zu dem gehen?

J. Bewahre Gott!

P. Warum? wenn ihr an unserem Glauben zweifeltet, so wär' es ja schicklicher, daß ihr zu einem Lehrer eines andern Glaubens gienget?

J. Ey, der würde mich noch hübsch tiefer in den Zweifel und in den Irrthum hinein führen.

P. Wenn aber ein Lutheraner einen Zweifel hat, der sollte von seinem Geistlichen weg zu dem katholischen gehen?

J. Freilich, ein katholischer könnte ihm das Licht anzünden.

P. Gesetzt aber, er wohne in einem lutherischen Lande, wo er schwerlich zu katholischen kommen kann, die Pastoren aber sind ihm in der Nähe: oder wenn er sich auch so vor der katholischen Geistlichkeit scheute, wie ihr vor der lutherischen? —

Und, zu wem meinet ihr, daß die Lutheraner ein grösseres Zutrauen haben werden?

J. Zu den Pastoren ihres Glaubens.

P. Gelt, wie auch ihr euer Zutrauen zu euern Geistlichen habt?

J. Ja.

P. Wenn nun der Lutheraner mit seinem Zweifel zum Pastor kömmt? —

J. So wird er ihm das Ding so auf gut lutherisch auflösen, daß er wieder heimgeht, und ein Lutheraner bleibt.

P. Meinet ihr das?

J. O ja; habe schon gehört, daß sie spitzfindige Köpfe sind, die einen recht fangen können.

P. Wenn aber der Pastor nicht so spitzfindig wäre, oder der Bauer wär ein einfältiger Mann, wie würde er ihn denn beruhigen?

J. Das wüßt' ich nicht.

P. Er würde ihm vielleicht sagen: Seht da, Hans, das steht da und dort in der heil. Bibel geschrieben. Ich wünschte, daß ichs euch recht begreiflich machen könnte; weil ihr aber nicht studiert seyd, so könnt ihr mich nur nicht verstehen. Seht, unsere Theologen denken, lehren und glauben alle so, also könnt ihr euch beruhigen. Oder wolltet ihr etwa gescheis-

scheider seyn, als alle unsere gelehrten Herren? das wäre Teufels Hofart, euch so zu erheben. Hans, Hans! es ist gar nicht gut, daß ihr so nachgrübelt; das macht euch nur unruhig, und ist Sünde, am Glauben zu zweifeln! Der Apostel sagt, man müsse den Verstand gefangen nehmen zum Gehorsam des Glaubens. Ihr dauert mich, guter Mann, ihr seyd in schwerer Versuchung, und habt Ursache, Gott zu bitten, daß er euch seine Gnade verleihe, damit ihr nicht vielleicht euern Glauben gar verlieret! Denket doch, was wäre das für ein Unglück! darum laßt künftig von euern Grübeln ab, und schlagt euern Zweifel aus dem Sinn. — Was sagt ihr dazu Johann?

(Johann schwieg stille.)

P. Gelt, wenn ihr mit einem Zweifel zu mir kömmt, und ich sagte euch das, ihr würdet mir dagegen nicht viel einwenden?

J. Ich würde mir gar ein Gewissen machen, länger zu zweifeln.

P. Ob der Lutheraner das nicht auch thun würde, wie ihr?

J. Ich denke, wie es mir in den Umständen seyn würde, so wird es mit ihm auch seyn. — Aber ich wundere mich nur,

wie die Pastoren das thun können, ihre Leute so im Irrthum zu bestättigen?

P. Warum? ihr meinet vielleicht, sie thun es aus vorsetzlicher Falschheit?

J. Freilich.

P. Wird es euch aber recht seyn, wenn ich euch sage, daß die Lutheraner eben die Meinung von unsern Geistlichen haben? Sie sagen auch von uns, daß wir die Leute nur so im Irrthum herum führen?

J. Ey, das ist boshaft!

P. So, bei ihnen ist es boshaft, wenn sie so was von uns sagen; aber, wenn wir so was von ihnen sagen, ist's nicht boshaft?

J. Ja, das ist zweyerley: unsere Geistlichen lehren die Wahrheit, sie aber lehren Irrthum.

P. Wenn sie aber glaubeten, wir lehren Irrthum, und sie lehren Wahrheit?

J. Das wundert mich eben, wie sie das glauben können?

P. Es muß doch so seyn, weil sie unsere Lehre verwerfen, und sich an die ihrige halten? Denket nur, Johann, ob euch das glaublich vorkömmt, daß die Pastoren erkennen, unsere Lehre sey die wahre, göttliche, seligmachende, und ihre sey falsch: und doch sollen sie ihrer Lehre an-

anhangen; ja sie sollen so boshaft seyn, die unschuldigen Leute wissentlich eine Irrlehre zu lehren, und zu sagen, es sey göttliche, evangelische Lehre?

J. Das wären Teufel, und keine Menschen!

P. Gelt, ihr denket doch, daß sie auch einen Gewissensbiß haben, weil sie doch auch Menschen sind, wie wir? Und das wäre schrecklich, daß sie mit Verletzung alles Gewissens unschuldige Menschen zu ihrem Verderben Unwahrheit lehren sollten!

J. Freilich, es kömmt einem fast unglaublich vor.

P. Aufrichtig zu sagen, Johann, ich glaub' es nicht: von meinem Nebenmenschen eine solche Bosheit nur so obenhin zu glauben, scheinet mir wider alles Christenthum zu seyn.

J. Man sollte aber denken, die Pastoren sollten ihre Irrthümer doch einsehen?

P. Wie meinet ihr das?

J. Ich habe immer gehört, sie lesen die heil. Schrift so fleissig; da könnten sie 's ja finden?

P Ich sage euch noch mehr: nicht nur die heil. Schrift lesen sie, sondern auch unsere heil. Väter, Kirchen- und Gottesgelehrten.

J.

J. Und sollten doch die Wahrheit nicht erkennen?

P. Wenn sie's erkenneten, glaubt ihr nicht, sie würden sich auch bekehren? wenigstens dächte ich, sollte das von den meisten und gescheidesten ihrer Gelehrten zu hoffen seyn, weil sie's am beßten einsehen müßten?

J. Wie könnte aber das zugehen, daß sie es nicht erkenneten?

P. Wenn ihr mich verstehen könnt, seht, so will ich euch sagen, wie ich mir das vorstelle. Wie wir zum katholischen Glauben erzogen werden, eben so werden die Lutheraner von Kind auf zu ihrem Glauben erzogen: da flössen ihnen die lieben Eltern und Lehrer die lutherische Lehre in ihre unschuldige Seele ein, und diese fasset tiefe Wurzeln, weil nichts in dem kindlichen Verstande und Herzen ist, was ihr widerspricht. Sie sehen, daß ihre Eltern, Lehrer und andere Leute, die um sie sind, diese Lehre glauben, öfters mit grosser Ehrerbietung davon sprechen, und sie in ihren Kirchen mit Rührung vortragen, als eine Lehre, die ganz gewiß von Gott kömmt. Alles dies erreget in ihren Gemüthern gottselige Anmuthungen, und bei oft wiederholten Eindrücken, gewöh-

wöhnet sich ihre Seele so, daß sie nicht anders, als mit Ehrfurcht und Glauben daran denken können. Besonders hat man ihnen eingeprägt, daß die h. Schrift das göttliche Buch sey, wo ihre Lehren darinn enthalten seyen. Folglich lesen sie dieses Buch sehr fleissig, und finden, daß die meisten ihrer Lehren klar darinn stehen.

J. Was? ihre Lehren stehen auch in der heil. Schrift?

P. Es ist so, ihre meisten Lehren stimmen mit den unsern überein: sie haben aber daneben ihre besondern Lehren, in denen sie von uns abweichen.

J. So?

P. Nun diese besondern Lehren, wenn etwas dagegen in der Bibel vorkömmt, so verstehen sie es nicht so, wie wir, sondern legen es nach ihrer Lehre aus. Denn, ihr wißt, Johann, ein jeder nimmt und versteht gern die Sachen nach seiner Gewohnheit, seiner Denkungsart und den Grundsätzen, die er hat; daher kömmts, daß oft im gemeinen Leben verschiedene Menschen auch so verschiedene Meinungen von eben derselben Sache haben. Eben so ist es mit der Lesung der heil. Schrift; der Katholische versteht sie so, und wenn sie der Lutheraner liest, so findet er oft

eben

eben die Stelle auf seine Lehre so passend, daß es ihm ganz klar vorkömmt, als wenn er recht hätte. Scheinet ihm aber was dunkel, so nimmt er seine klaren Stellen her, und leget die dunkeln darnach aus, und so bestättiget er sich durch die heil. Schrift in seinem Glauben. — Daß er aber unsere Lehre verwirft; da findet er viele Texte, welche ihm klar unserer Lehre scheinen entgegen zu seyn. Ich will euch nur ein Beispiel geben: Im Evangelium am ersten Fastensonntage steht: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten, und ihm allein dienen. Da sagen die Lutheraner: Seht da, ihr Katholiken, ob es recht ist, daß ihr die Heiligen anbetet, und ihnen dienet? — Wir antworten, wir beten nicht an, sondern wir verehren sie nur. — Die Lutheraner sagen: Ey, ihr betet sie an; ihr verrichtet eure Gebete zu ihnen, rufet sie in euern Nöthen an; betet zehn Ave Maria im Rosenkranze zur Mutter Gottes, bis ein Vater unser zu Gott. Ihr knieet vor ihnen nieder, wie's der Teufel von Jesu gefodert hat. Ich will dir alles dies geben, wenn du niederfällst, und mich anbetest. Ihr dienet den Heiligen auch, fasset ihnen Bilder in Gold, bauet ihnen Kirchen und Altäre, fastet, gebet Almo-

mosen und wallfahrtet euern Heiligen zu lieb? — Die Katholischen antworten: es ist wahr, wir thun das alles, aber nicht, um die Heiligen anzubeten, sondern sie zu verehren. Die Lutheraner sagen: Ihr thut ja bei den Heiligen eben das, was ihr bei Gott thut, ja an ihren Festtagen noch weit mehr: und nicht wahr, wenn ihrs bei Gott thut, so ist es angebetet: also könnet ihr auch nicht läugnen, daß ihr die Heiligen anbetet? — Wir Katholische sagen: Ey, beileib! ihr versteht uns nicht recht. Wenn wir so was bei Gott thun, so geschieht es aus Anbetung, weil wir erkennen, daß es der höchste Gott ist: thun wir es aber gegen die Heiligen, so geschieht es aus blosser Verehrung, weil wir erkennen, daß sie Heilige und Freunde Gottes, und als solche verehrungswürdig sind. — Die Lutheraner sagen: da ihr denn erkennet, daß die Heiligen keine Götter sind, so müßt ihr ihnen auch nicht den nämlichen Dienst thun, den ihr Gott leistet, sonst betet ihr sie an. — Die Katholischen antworten: Ihr hört's ja, daß wir den Dienst unsern Heiligen nur mit der Gesinnung leisten, um sie zu verehren? — Die Lutheraner sagen: das sind blosse Worte, denn in der That thut ihr den Heiligen zu Ehren

ren eben die gottesdienstlichen Handlungen, die ihr zu Ehren Gottes thut; und es heißt im Texte ausdrücklich: Du sollst Gott allein dienen. — Seht, so geben sie den Katholischen immer Antwort, und der Streit dauert fort. Wir verwundern uns, daß sie uns nicht verstehen wollen, und die heil. Schrift so schief auslegen; und sie verwundern sich, daß wir sie nicht verstehen, und solche Sachen haben, wovon doch nichts in der heil. Schrift stehe. Auf solche Weise können wir nie miteinander überein kommen, weil sie gerade die Lehren, die von den unsern abweichen, anders nehmen und beweisen, als wir; und da geschieht es oft, daß eben dasjenige, was uns so begreiflich ist, ihnen auf ihrer Seite so unbegreiflich vorkömmt, daß sie sich eben so über uns verwundern, als wir uns über sie. — So, wie der Streit mündlich ist, wird er auch auf eine ähnliche Art in den Büchern geführt. Wenn wir ihre Bücher lesen, so geschieht es in der Absicht, und mit der ausdrücklichen Verwahrung, uns nicht daraus zu belehren, sondern um sie stattlich zu widerlegen; und gesetzt, sie bringen uns noch so dringende Einwürfe, so studieren wir so lange, bis wir sie aufgelöset haben.

Und

Und sie machen es mit unsern Büchern eben so, bestreiten und widerlegen uns nach ihrer Meinung, und — bleiben lutherisch. — Gelt, Johann, das ist natürlich, daß der Mensch, der einmal von seiner Meinung recht eingenommen ist, sie für besser hält, als die Meinung anderer Leute? Wir sehen das täglich im gemeinen Leben: der eine meinet, er thue gut, wenn er seinen Acker so anbaue, der andere hält seine Art für gut, und ein jeder glaubt, seine Art sey besser?

J. Es geht so.

P. Gesetzt ihrer zwey führen Prozeß mit einander, so ist ein jeder von seiner Parthey eingenommen, und ein jeder glaubt, er habe recht: besonders wenn man die Sache lange besessen, und Gründe vor sich hat, die einem das Recht wahrscheinlich machen?

J. Es ist nicht anders.

P. Nun stellet euch vor, die Lutheraner und wir haben um den wahren Glauben Proceß mit einander: so glauben wir, wir haben recht, aber die Lutheraner sind von ihrer Sache eingenommen, und glauben, sie haben recht.

J. Ja, man kann sichs so vorstellen; aber, da fällt mir eben ein, daß es gut

wäre, wenn ein Richter in dem Prozeß den Ausspruch thäte?

P. Recht, Johann, das ist ein Vorzug unserer Religion. Wenn bei uns ein Streit entsteht, so ist unsere Kirche der Richter: da treten unsere Bischöffe und Gottesgelehrten zusammen, rufen den heiligen Geist an, berathschlagen sich, und machen die Glaubenssache mit einander aus. — Aber der Streit zwischen uns und den Lutheranern ist darum noch nicht ausgemacht.

J. Warum nicht?

P. Sie sagen, wir erkennen euere Richter nicht; das sind lauter katholische Herren, die sprechen partheyisch für euch Katholische, weil sie von euerm Glauben schon eingenommen sind. Wenn ihr wollet, so wollen wir unsere Superintendenten und Gottesgelehrten auch zusammen setzen, die sollen euch einen andern Ausspruch thun. — Was meinet ihr, Johann, sollen wir ihren Vorschlag annehmen?

J. Behüte Gott! die würden uns hübsch zum Lutherthum hinüber sprechen.

P. Seht, so sagen sie auch: wir nehmen euern Ausspruch nicht an; denn ihr sprecht immer katholisch. Wir halten

uns

uns an Gotteswort in der heil. Bibel, da hat Gott selber seinen Ausspruch gethan.

J. Steht doch im Evangelium, wer die Kirche nicht höret, den halte für einen Heiden und Publikan?

P. Das ist wieder ein Text, den sie anders auslegen: nämlich auf die Umstände, in denen er im Evangelium steht. Hernach sagen sie: es steht nicht darinn, daß man gerade eure katholische Kirche hören solle; wir haben auch eine Kirche, diese ist die evangelische, und lehret und spricht nach dem Evangelium, diese hören wir.

J. (lachend) Ja, ihre Kirche ist noch gar jung, und erst seit einigen hundert Jahren von uns abgefallen?

P. Da habt ihr recht; aber sie glauben es nur nicht. Sie sagen, wir Katholische haben nach und nach allerley Zusätze, neue Lehren und Mißbräuche in unserer Kirche aufgebracht. Diese seyen vom Anfange in der apostolischen Kirche nicht gewesen, und finden sich weder in den ältesten Kirchenscribenten, noch in der damaligen Kirchenverfassung, auch nicht im Evangelium gegründet. Ihre Lehrer haben also Ursache gefunden, diese Neuigkeiten wiederum abzuschaffen, und sich an das Alte zu halten; folglich sey ihre

Kirche die alte, und wir, mit unseren Neuigkeiten die junge Kirche.

J. So kehren sie den Stiel um?

P. Ja! Seht, so machen sie es uns immer. — Und ist itzt der Streit ausgemacht?

J. Nein.

P. Also ist es noch immer beim alten, daß sie glauben, sie haben recht?

J. Ja.

P. Und wir glauben, wir haben recht?

J. Ganz gewiß.

P. Wir glauben so, weil wir überzeugt sind, daß unsere Lehre die göttliche Offenbarung ist?

J. Ja.

P. Und sie glauben auch, ihre Lehre sey in Gotteswort geoffenbaret?

J. Ja.

P. Woher kömmt dieser Irrthum bei ihnen?

J. Weil sie so erzogen und belehret worden sind, und sich von Kind auf daran gewöhnet haben.

P. Nicht wahr, das zeiget die Erfahrung in allen den Ländern, wo andere Glauben sind; weil wir sehen, daß die Menschen überall auch so im Glauben denken, wie sie dazu belehret, und erzogen wer-

werden, und daß sie hernach auf ihren Glauben leben und sterben?

J. Es ist nicht anders.

P. Können nun die Lutheraner, und andere davor, daß sie in solchen Ländern, von solchen Eltern gebohren, und so belehret und erzogen werden?

J. Da wüßt ich freilich nicht, wie sie was davor können sollten.

P. Also könnte man ihnen keine Schuld zumessen?

J. Gar keine.

P. Folglich wären sie auch ganz unschuldig zu ihrem Glauben gekommen?

J. Ganz unschuldig.

P. Gesetzt ihr wäret in einem solchen Lande, von solchen Eltern gebohren, und unter solchen Umständen erzogen worden?

J. So würd' ich halt auch so seyn, wie sie.

P. Und würdet ihr etwa auch so bleiben?

J. Vermuthlich, weil ich in dem Irrthum wäre, in dem sie sind, daß mein Glauben der rechte sey.

P. Ihr würdet denn glauben, wie sie, die lutherische Lehre sey von Gott geoffenbaret?

J. Sicher.

P.

P. Und weil ihr sie für geoffenbaret hieltet, so würdet ihr euch schwerlich davon abwendig machen lassen?

J. Freilich, wer sollte eine Lehre verlassen, von der er glaubet, daß sie von Gott komme?

P. Und das glaubtet ihr, wenn ihr lutherisch wäret, zwar aus Irrthum, aber doch mit gutem Herzen?

J. Ja, weil ichs nicht besser erkennete.

P. Ihr würdet euch auch schwerlich eines bessern belehren lassen, weil ihr von euerm Glauben eingenommen, und daran gewöhnet wäret, ihn für göttlich zu halten?

J. Vielleicht würd' ich mir wohl gar ein Gewissen machen, etwas dagegen anzuhören.

P. Gelt, das thut ihr itzt bei euerm Glauben auch? wollte euch jemand was einreden, so hörtet ihr ihn nicht an, weil ihr dächtet, er wolle euch im wahren Glauben irre machen?

J. Ja.

P. Und, gesetzt auch, ihr könntet es nicht vermeiden, ihn anzuhören, und er sagte euch Sachen, die ihr beantworten könntet, so würdet ihr ihm doch nicht beifallen?

J.

J. Ich würde ihm nicht glauben, wenn er mir es noch so klar und überzeugend machte, weil ich dächte, es wäre nur Täuscherey, und ich von meinem Glauben überzeugt wäre.

P. Ihr denket doch, Johann, daß es bei den Lutheranern auch so ist?

J. Ich denke nicht anders, weil sie auch eben so gut an ihren Glauben glauben, als ich an den meinigen.

P. Und sie thun es mit eben so gutem Herzen, weil sie denken, ihr Glauben sey wahr und göttlich, und es für Gewissen halten, sich in diesem göttlichen Glauben irre machen zu lassen?

J. Ja.

P. Wär's also nicht unchristlich, es ihnen zur Bosheit anzurechnen, und sie darum anzufeinden, daß sie ihren Glauben, den sie für göttlich halten, nicht verlassen? Denket nur, Johann, wie ihr es aufnehmen würdet, wenn man's euch so machete!

*) Die Fortsetzung dieses Gespräches im folgenden Bändchen. — Dann folgen einige mit Exnonnen, Mönchen u. s. f. die den Leser vortreflich unterhalten sollen.